

September 2012

Fremd

Inneres und äusseres Ausland

«Glückliche Erfahrung der Differenz» in der Erotik

Die Deutschen und wir

Lehrer: Fremde im eigenen Klassenzimmer

Bin ich am Ende nur ich selbst?

In der Fremde daheim

Liebe Leserin, lieber Leser

Das Fremde weckt Neugierde und Angst. Fremd ist etwas, das ich nicht kenne, und deshalb ängstigt es mich. *In die Fremde gehen* und *fremdes Brot essen* bedeuteten nichts Gutes. Diese Redewendungen sollten erzieherisch wirken und bedeuteten: Das Heimische, das Gewohnte ist das Beste und will geschätzt sein. Wohingegen in der Fremde Ungemach droht.

SEILTANZ

Und also sprach Abdulla zu mir
Fremde ist zu deiner Rechten
Und zu deiner Linken ist Fremde
Denn du tanzt auf dem Seil
Und er sprach
Die Frage steht der Frage im Wege
Die Antwort der Antwort desgleichen
Denn du tanzt auf einem Seil
Und er sprach
Weder der Osten ist Osten
Noch der Westen Westen in dir
Denn du tanzt auf einem Seil
Und er sprach
Schliesse deine Augen
Und laufe so schnell du laufen kannst
Denn du tanzt auf einem Seil
(Aus: «Also sprach Abdulla», 1995)

Dieses Gedicht stammt von Adel Karasholi, der 1936 in Damaskus geboren wurde. 1959 ist er als jüngstes Mitglied des Arabischen Schriftstellerverbandes nach dessen Verbot über

Libanon nach Leipzig emigriert, wo er auch heute noch lebt. Er schreibt heute Lyrik und Essays sowohl in arabischer als auch in deutscher Sprache. Er hat – wie viele andere – den Schritt *in die Fremde* getan, die Angst überwunden.

Mit Sprache erkundet er seine Umgebung und schreibt eines meiner Lieblingsgedichte:

Brücken schlagen
Von mir
Zu mir

Des Regens Flüstern
Im Ohr der Bäume

Abtasten die Poren der Welt

Im Dunkeln
Noch
(Aus: «Daheim in der Fremde», 1984)

Ich erinnere mich gut, als Fremde Befremden ausgelöst und selbst erlebt zu haben. Es war vor vielen Jahren in der Wüste Sahara. Ich wurde bestaunt. Ein kleiner dunkelhäutiger Kerl wagte es schliesslich, das Fremde zu erkunden, er berührte meine Haut, ich lächelte ihn an, da wagten es weitere und am Ende alle. «Tubib, Tubib» schreiend, rannte die Kinderschar davon und verbreitete die Kunde, dass da zwei Weisshäutige im Anmarsch waren.

Erst vor kurzer Zeit war ich in einem jemenitischen Haus auf dem Lande zu Gast. Als Gast und Frau war ich zuerst bei den Männern zugegen, doch dann durfte ich auch ins Frauengemach. Die Verständigung geschah in Zeichensprache. Wir sassen uns am Boden auf Kissen gegenüber, musterten uns gegenseitig und lachten verlegen. Da erhob sich eine junge Frau und setzte sich neben mich. Mit fragenden Augen näherte sich ihre Hand langsam meinem Arm. Hätte ich ein Zeichen von Abwehr oder Unmut gegeben, hätte sie sofort innegehalten, da bin ich mir sicher. Doch diesem Erkunden über die Haut war ich bereits begegnet, es war mir nicht mehr fremd. Und ihnen wurde ich dadurch vermutlich ein wenig fassbarer im eigentlichen Sinne des Wortes. Eine gewisse Spannung blieb. Die Spannung zwischen *Fremdsein* und *Fremdbleiben*.

Bereits im Laufe des ersten Lebensjahres beschäftigt uns das Fremde. Ich meine das «Frömden». Das Überwinden des *Fremdelns* ermöglicht uns Entwicklung. Wir realisieren, dass es verschiedene Gesichter gibt – und dass sich diese vom gewohnten Gesicht der Mutter unterscheiden. Dieser Entwicklungsschritt ermöglicht uns, die Welt zu erkunden.

Meine Erfahrungen mit *in die Fremde gehen* haben mich bereichert. Ob dies auch für das häufige *Fremdgehen* unserer Zeitgenossen gilt? Die Antwort möchte ich Ihnen überlassen!

Heidi Aeschlimann

Inneres und äusseres Ausland

Ein wenig Licht ins Dunkel des Ichs

«Gründet sich nicht alle Macht in der Welt auf dieselbe grosse Lüge: dass der Sinn unseres Lebens ausserhalb unserer selbst liege? Aber wenn der Sinn nirgendwo anders liegen könnte als in uns, in dem Dunkel, das das eigene Ich war ... dann müssten wir ja auch für immer uns selber fremd bleiben» (Lars Gustafsson, 1983). Sich selber fremd sein ist eine existenzielle Grunderfahrung. Wie kommt es dazu?

Als erste Annäherung folgende Erläuterung: Gruen (2000) spricht von dem Fremden in uns, welcher uns als eigener Teil früh abhanden kommt. Gemäss psychoanalytischen Thesen wird unsere Lerngeschichte von unterdrückenden wie ablehnenden Begegnungen nachhaltig geprägt, was sich auf der sachlichen Ebene als mangelnde Passung auslegen lässt.

Die Entstehungsgründe dazu sind mannigfaltig, oft ungewollt und unbedacht kommen sie zustande. Findet sich beispielsweise ein Neugeborenes in einem System ein, welches primär intellektuell ausgerichtet ist, das Kleine jedoch primär mit einer manuellen Begabung aufwartet, so kann bereits durch diese Ungleichheit eine mangelnde Beantwortung einer Bedürftigkeit entstehen. Oder die mangelnde Passung wird per se (kulturbedingt?) als grundsätzliches Lebensgefühl tradiert. Die Brisanz dieser Dynamik erfährt zusätzliche Verstärkung dadurch, dass sich ein Kind nicht als Opfer erleben darf, denn das widerspräche dem Mythos, dass alles aus Liebe und zu seinem Besten geschieht. Sich fremd fühlen im familiären Gefüge – ein Tabu? Nach wie vor sehen wir uns hier mit einem gesellschaftlichen Anspruch konfrontiert, welcher wenig Hinterfragen erlaubt.

So wird der Schmerz, welcher im familiären Hafen ausgelöst wurde, zur Quelle eines unbewussten Zustandes, in dem das eigene Erleben als etwas Fremdes ausgestossen und verleugnet werden muss. Nach Gruen (2000) versuchen wir zeit unseres Lebens, diesen fremden Teil wiederzufinden. Manche tun dies, indem sie mit sich selbst ringen, andere, indem sie ihren Schmerz

in der Begegnung zum Du externalisieren.

Der vorliegenden Diskussion wird mit Freuds (1933) Bezeichnungen «inneres Ausland» und «äusseres Ausland» eine zusätzliche Komponente verliehen. «Inneres Ausland» steht nach Freud – ähnlich zu Gruen – für das «Verdrängte», also das Unbewusste des Menschen; die «Realität» subsummiert er unter das «äussere Ausland». Zusammenfassend wird für ihn das innere Fremde als das Unbewusste und die Sozialisation in der Gesellschaft als das äussere Fremde verstanden.

Die erlebte Grunderfahrung kann sich also uni- wie auch bipolar äussern. Dem ist jedoch beizufügen, dass immerzu implizit oder explizit eine Übertragung auf das nahe Umfeld, auf die nahende Generation und erneut als Rückkoppelung auf das eigene Sein stattfindet, was uns zur von Nietzsche entlehnten Frage führt:

Lebt der Mensch von innen nach aussen oder von aussen nach innen?

Der Schluss liegt nahe, auch nach Stangl (2000), dass die Reaktionen auf das äussere Fremde von unserem inneren Zustand abhängt oder auch von unserem Unbewussten getragen ist. Das (äussere) «Unheimliche», vor dem wir uns fürchten, steht mit dem Heimlichen im Sinne des «Verheimlichten» respektive des Verdrängten in Verbindung. Es findet eine Bewegung von innen nach aussen, vom inneren zum äusseren Ausland, und vice versa statt.

Eine Bedeutung dieser Dynamik wird von Fromm (1962) wiedergegeben. Die Haltung dem «Fremden» gegenüber ist von der Haltung sich selbst gegenüber nicht zu trennen. Solange ich einen Mitmenschen als grundsätzlich verschieden von mir erfahre, solange er für mich ein Fremder ist, bleibe ich auch mir selber fremd. Nebst den sich gegenseitig bedingenden Abhängigkeiten der beiden (Intra- und Inter-) Erlebnisebenen stellt sich zudem die Frage nach einer Potenzierung – einer quadrierten Isolation?

Die Bedeutsamkeit der übergreifenden Komponente wird zusätzlich mit-



Jacqueline Dacher, dipl. Psych. FH, ist als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der ZHAW, Departement Angewandte Psychologie, tätig. Einen ihrer Hauptschwerpunkte macht die Selektion aus, der sie als Leiterin der Eignungsabklärung Bereich Studium am Dep. P nachkommt. Sie geht der Ausbildung als OIP-Beraterin (Organismisch-integrative Psychotherapie) nach.

tels einer weiteren Perspektive beleuchtet. Die Verbindung, dass die Begegnung mit dem Fremden oft an eigene Verdrängungen rühre, greift auch Devereux (1967) auf. Das Fremde könne sowohl als ängstigend wie auch als verlockend erlebt werden. Denn das, was zur Verdrängung genötigt werde, spüre in der Begegnung mit dem Fremden die Chance zur Bewusstwerdung, Belebung und Entfaltung. Im Zuge der Öffnung – wie von Fromm angetönt – wird damit sowohl ein internes wie ein externes Geschehen manifest. Demzufolge kann angenommen werden, dass diese Erweiterung des Spektrums nicht nur unidirektional stattfindet.

Löst die Öffnung jedoch zu viel Schmerz und Angst aus, findet ein Überstrapazieren der Integrationskräfte statt, sodass diese abgewehrt werden. Das äusserliche Fremde wird fortan verzerrt wahrgenommen und bleibt von Projektionen und blinden Flecken überlagert. Und in uns erfährt der nach Expansion dürstende Teil

Inneres und äusseres Ausland

eine zusätzliche Restriktion. Das innere und demzufolge auch das äussere Ausland müssen fremd bleiben. Im Dienste der eigenen Identifikation findet nicht nur eine Abschottung gegen aussen, sondern auch gegen innen statt, was den Handlungsspielraum einengt. Demzufolge ist anzunehmen, dass auch die Beweglichkeit zwischen den beiden Gegenpolen eingebettet ist in eine übergreifende (Fremdheits-) Erfahrung.

Humanitäres Anliegen

Was sich fremd, einsam und isolierend anfühlt, könnte auf uns auch verbindend einwirken. Doch dazu bedingt es anderer Konnotationen. Verbinde ich in der Erfahrung mit meinem inneren Ausland primär Einsamkeitsgefühle – was sich schliesslich isolierend auswirkt –, so liegt eine Vermeidung dessen nahe. Wenn jedoch vor Augen geführt werden kann, dass es sich hierbei auch um eine ontogenetische Realität handelt, also eine universale Verbindung, und schliesslich ein Aufgehen in einer grösseren Ordnung darstellt, so kann vielleicht eine abgrenzende Haltung den unbekannten Ge-

bieten gegenüber aufgeweicht werden.

In ähnlichem Kontext wurde von Fromm (1962) konkreter ausgeführt: «Wenn ich mich ganz selbst erlebe, dann erkenn' ich, dass ich nicht anders bin als jeder andere Mensch, dass ich das Kind, der Sünder, der Heilige, der Hoffende und der Verzweifelte bin, der Mensch, der sich freuen, und der Mensch, der traurig sein kann. Ich entdecke, dass nur die Denkmuster, die Sitten, die Oberfläche verschieden sind, dass aber die menschliche Substanz die gleiche ist. Ich entdecke, dass ich jedermann bin und dass ich mich selbst erfahre, wenn ich meinen Mitmenschen entdecke, und umgekehrt.»

Erlaube ich dem Fremden in mir und dem Vertrauten im Fremden die Berechtigung zur Existenz, so besteht die Chance nach echter Verbindung mit dem inneren wie äusseren Ausland und – gemäss Fromm – nach Humanität und schliesslich nach Heimat. Einer Heimat, welche vielleicht auch ein wenig Licht ins Dunkel des eigenen Ichs bringt.

Jacqueline Dacher

Literatur

Devereux, G. (1967): Angst und Methoden der Verhaltenswissenschaften. München: Hauser.

Freud, S. (1933). Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. In Studienausgabe, Bd I, (S. 448–608). Frankfurt/M.

Fromm, E. (1962). Jenseits der Illusionen. Die Bedeutung von Marx und Freud. GA IX, S. 37–155. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.

Gruen, A. (2008): Der Fremde in uns. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Gustafsson, L. (1983): Erzählungen von glücklichen Menschen. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Eisenbach-Stangl, I., & Stangl, W., (Hg.). (2000): Das äussere und innere Ausland. Wien: WUV-Univ.-Verl.

„weisheiten, essenzen, verdichtungen“

best practice in beratung und führung:

ruth seliger: best practice in executive coaching

arist von schlippe: best practice in der beratung von familienunternehmen

wolfgang looss: best practice in organisationsberatung

friedrich glasl: best practice in konfliktarbeit und mediation

management des wandels: wave – ein systemtheoretisch fundiertes verfahren

dominik petersen & urs witschi

12./13. november 12 und 14./15.januar 13 (2x 1.5 tage)

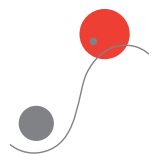
high perfomance organisationen – unternehmenskultur & hochleistung

wolfgang jenewein, universität st. gallen

21.november 2012

termine, weitere informationen und angebote unter: www.systemische-impulse.ch

isi - institut für **systemische impulse**, entwicklung und führung, zürich



Exogamie

Die Wonnen der rätselhaften Kollision

Oft fällt die Faszination für das Fremde in eins mit erotischer Anziehung. Der Aufbruch in eine andere Welt hat oft Züge einer sexuellen Expedition. Das ist nicht zufällig: Exogamie oder «Aussenheirat» fördert den kulturellen Austausch, weil so grössere Gemeinschaften gefördert werden.

Wie reizvoll, sich angesichts der verbreiteten Problematisierung des Fremden wieder einmal daran zu erinnern, wie verführerisch und erregend es sein kann!

Lange bevor das unfassbare Fremde als «Ausländer» vergegenständlicht und etikettiert wird, ist es das, was ausserhalb des eigenen Ichs, des eigenen Geschlechts und der eigenen Familie angesiedelt ist. Die menschliche Entwicklung verläuft zentrifugal. Das gilt sowohl für den individuellen Menschen wie die Menschheit als Ganzes. Der Horizont der Wahrnehmung und des Möglichen erweitert sich, beständig schreiten wir vom Bekannten zum Unbekannten, vom Eigenen zum andern. Aber zugleich gibt es die gegenläufige Tendenz: Strategien der Ausschliessung, Angst vor dem Neuen, Hang zur Rückbesinnung, Heimweh, Sehnsucht nach Sicherheit und Geborgenheit. In den Worten des französischen Philosophen Gilles Deleuze: sowohl Deterritorialisierung wie auch Reterritorialisierung. In den Worten der Psychoanalyse: sowohl Inzestverbot oder -scheu wie auch inzestuöse Strebungen. In den Worten der Ethnologie: sowohl Exogamie- wie auch Endogamiegebote.

Während beim Säugling das überlebensnotwendige Bedürfnis nach Versorgung überwiegen dürfte, melden sich doch schon bald andere Regungen Richtung Radiusserweiterung, Exploration, Autonomie. Am stärksten wird der Impuls fortzugehen dann in der Pubertät. Er äussert sich dort zugleich in der Ablehnung der Herkunftsfamilie wie in einer intensiven Faszination durch das andere. Der «Ödipuskomplex» bezeichnet also nicht nur ein sexuelles Drama, sondern die umfassende Bewegung weg vom Familiär-Vertrauten, aus dessen

Verstrickung man sich nichtsdestotrotz nie ganz lösen kann.

Heiratsregeln

Das spiegelt sich in den Heiratsregeln: Jede Gesellschaft formuliert Exogamiegebote. Das heisst, man muss ausserhalb der eigenen Gruppe heiraten. Wie eng (Kernfamilie) oder weit (eigener Clan, eigenes Dorf, eigene Namensgemeinschaft) diese Gruppe definiert wird, ist kulturspezifisch. Zugleich gibt es jedoch auch Endogamiegebote, die das allzu wilde Ausscheren begrenzen. Allianzen mit geografisch, kulturell, ökonomisch oder standesmässig allzu weit entfernten PartnerInnen werden oft beargwöhnt oder sanktioniert («mésalliances»). Beim Ethnologen Claude Lévi-Strauss wird das Inzestverbot (beziehungsweise das Exogamiegebot) zur Grundvoraussetzung von Kultur. Denn der Zwang, ausserhalb der eigenen Bezugsgruppe zu heiraten, ermutigt die Lust auf Neues gegenüber dem passiven Verharren im Bekannten. Er führt dazu, dass Frauen und Männer zwischen den Gesellschaften «ausgetauscht» werden. Das befördert die Kommunikation, die erweiterte Gemeinschaftsbildung und den allgemeineren Tausch (von Genen über Ideen bis zu konkreten Gütern). Handel und Wandel, wie man so schön sagt. Kultur ist eigentlich immer Kulturaustausch, und was würde sich besser als Magnet und Motor dieser Bewegung eignen als die Sexualität?

In welchem Mischungsverhältnis das Festhalten am Althergebrachten und die Neugierde auf anderes stehen, ist nicht nur je nach historischer Epoche, Gesellschaft und Lebensphase verschieden, sondern hängt auch von der individuellen Ausprägung ab. Manche Menschen haben eine unstillbare Neugierde auf Informationen, Neues, Abenteuer, Entdeckungen, Begegnungen, Abwechslung und Fremdes. Es ist, als ob nicht nur ihr Geist, sondern der Körper selbst einen Hunger nach unaufhörlichem Thrill verspürte. Bei anderen ist das Bedürfnis nach Aufgehobensein, Wärme, Geborgenheit und Vertrautheit ausgeprägter. Es geht, wie es der Psychologe Norbert Bischof



David Signer, Dr., 1964 geboren, Ethnologe, Journalist und Schriftsteller, ist Lehrbeauftragter an der Uni Zürich und Redaktor bei der «NZZ am Sonntag». Mehrere Jahre arbeitete er im Flüchtlingswesen («Überlebenskunst in Übergangswelten», Reimer, 1999). Er unternahm Feldforschungen in Jerusalem (1989), Senegal (2001) und von 1997 bis 2000 in verschiedenen Ländern Westafrikas («Die Ökonomie der Hexerei oder Warum es in Afrika keine Wolkenkratzer gibt», Peter Hammer Verlag, 2004). 2006 publizierte er zusammen mit dem Fotografen Andri Pol das Buch «Grüezi. Seltsames aus dem Heidiland» (Kontrast Verlag) und zuletzt die Romane «Keine Chance in Mori» (2007) und «Die nackten Inseln» (2010, beide Salis Verlag).

(«Das Rätsel Ödipus») ausdrückt, um den Urkonflikt zwischen Sicherheit und Erregung, zwischen Intimität und Autonomie, zwischen Ruhe und Reiz.

«Glückliche Erfahrung der Differenz»

Einer, der sein Glück zweifellos eher auf der Abenteuerseite fand, war Victor Segalen (1878–1921). Davon zeugen schon die vielfältigen Tätigkeiten des Bretonen: Er war Marinearzt, Archäologe, Ethnologe, Dichter, vor allem aber Reisender. In der Südsee folgte er den Spuren Gauguins, in Äthiopien erkundete er die letzten Stationen Rimbauds. Vor allem aber vertiefte er sich in die Welt Chinas,

Exogamie

wovon «Der chinesische Kaiser oder Sohn des Himmels» und der Reisebericht mit dem bezeichnenden Titel «Aufbruch in das Land der Wirklichkeit» Zeugnis ablegen. Eines seiner faszinierendsten Bücher ist «Die Ästhetik des Diversen – Versuch über den Exotismus», auch wenn es ein schmales Fragment geblieben ist: ein Loblied auf das Fremde, das Überraschende, das Unerwartete – auf die Wonnen der rätselhaften Kollision.

«Ich habe dir gesagt, wie glücklich ich in den Tropen war. In Polynesien habe ich zwei Jahre lang vor Freude schlecht geschlafen. Und wenn ich morgens aufwachte, hätte ich manchmal am liebsten geweint, so trunken vor Freude war ich über den kommenden Tag. Nur die Götter der Lust wissen, wie beim Erwachen der Tag und das ungebrochene Glück angekündigt werden, das der Tag nicht zu bemessen vermag. Ich habe unbändige Freude durch meine Muskeln fliesen gespürt. Das Denken wurde mir zur Lust. Die ganze Insel gab sich mir hin wie eine Frau.»

Wie wohlthuend ist diese Schwärmerei Segalens – angesichts all der Reden über Mühsal und Risiken der Migration, über Kulturkonflikte, die Gefahren der Globalisierung, Xenophobie usw. Nicht zufällig taucht im letzten Satz die Assoziation von Erotik und Exotismus (im Sinne von «glückliche Erfahrung der Differenz») auf. An anderer Stelle notiert er dazu: «Der Exotismus der Geschlechter. Der tiefe Graben, der die Geschlechter trennt, der grosse Unterschied, die ganze Unvereinbarkeit bricht hervor, schreit, weint, schluchzt voller Liebe oder Verdruss. Und jener Wahn der Liebenden, durch ein Wunder eins werden zu wollen, der ebenso masslos ist wie der Wunsch des Yogi, sich in Brahma zu versenken.»

Reisen hängt für Segalen mit dem Wunsch zusammen. Was ihn am Fremden fasziniert, ist nicht Annäherung, Vertrautwerden, Übersetzung, Aneignung, sondern die schroffe Erfahrung des Inkommensurablen: «Wir werden nicht die «Unverständlichkeiten» beklagen, sondern sie im Gegenteil aufs Höchste loben.» Das heisst:

Kommunikation und Beziehung ja (denn die sind ja nur zwischen Verschiedenen sinnvoll), aber keine Angleichung und schon gar nicht Verschmelzung.

Emigration und Erotik

Die türkische Autorin Asli Erdogan machte in Rio de Janeiro eine ähnliche Erfahrung wie Segalen. Wie für ihn die polynesischen Inseln begegnet ihr im Roman «Die Stadt mit der roten Pelerine» Rio als ein riesiger erotischer Körper: «Es dauerte Minuten, bis sie sich wieder gefasst hatte. Ihre Hände zitterten, das Herz schlug ihr bis zum Hals. Sie war schweisssgebadet. Ein nicht vollendeter Todestanz, der einem Coitus interruptus glich. Mit Beben, Krämpfen und Zucken versuchte der nicht zum Höhepunkt gelangte Körper sich der aufgetauten Energie zu entledigen. Sie hatte einen weiteren Flirt, ein weiteres Liebesspiel, eine weitere Capoeira mit der Stadt mit der roten Pelerine überstanden.»

Auf den Zusammenhang von Emigration und Erotik (kurz: auf das Abenteuer der radikalen Exogamie) weist auch Julia Kristeva in «Fremde sind wir uns selbst» hin: «Sich von seiner Familie, seiner Sprache, seinem Land losreißen, um sich anderswo niederzulassen, ist ein Wagnis, das mit sexueller Frenesie einhergeht: Kein Verbot mehr, alles ist möglich. Es ist unwichtig, ob der Grenzübergang von Ausschweifung oder, im Gegenzug, von ängstlichem Rückzug gefolgt wird. Stets impliziert das Exil eine Explosion des alten Körpers.»

Wie zur Illustration von Kristeva schreibt Erdogan: «Mit naiver Kühn-

heit gab sie sich der Leidenschaft hin; mit der Schamlosigkeit eines Emporkömmlings. In betörenden und beliebigen Umarmungen kostete sie die spät entdeckte Trunkenheit des Körpers. Sie liess sich von romanischen Namen wie Fernando, Roberto, Rodrigo verführen, die immer mit einem weichen «o» endeten und wie Gitarren klangen.»

Ofters wurde in der Forschung ein Zusammenhang zwischen Rassismus und Sexismus (verstanden als ablehnende Entwertung des anderen Geschlechts und von Sexualität überhaupt) postuliert. Die Idee war, dass die Ablehnung eines andersfarbigen und eines andersgeschlechtlichen Körpers zusammenhänge. Vor dem Hintergrund des bisher Gesagten wäre beides Ausdruck eines mangelnden Abstands zur Herkunftsfamilie, einer inzestuösen Fixiertheit aufs Bekannte. Umgekehrt müsste man dann allerdings wohl auch eine Verbindung postulieren zwischen einer positiven Einstellung gegenüber kulturell, körperlich und geschlechtlich anderen, also einen Zusammenhang zwischen Xenophilie und Erotophilie. Segalen und Erdogan wären faszinierende Beispiele für solche exogamie- und erregungsorientierte Persönlichkeiten. So wie generell Reisende und Migranten als Avantgarde, als Vorposten einer immer radikaleren Inzestvermeidung und Exogamie (im weitesten Sinne) gelten können, die den Kreis derer, denen man begegnen, mit denen man kommunizieren, sich austauschen und die man sogar leidenschaftlich lieben kann, immer mehr erweitern.

David Signer

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSEGEBIET

Amati Mehler, J. / S. Argenti / J. Canestri:

Das Babel des Unbewussten

Muttersprache und Fremdsprachen in der Psychoanalyse

2010. 460 S., kart., ca. CHF 50.50 (Psychosozial-Verlag) 978-3-89806-829-1

Eine aufschlussreiche Darstellung des Phänomens der Mehrsprachigkeit!

Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif) oder schreiben Sie uns eine E-Mail: contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Fremdenfeindlichkeit

Von Deutschen und fastdeutschen Überhauptnichtdeutschen

Erst die Italiener, später die Kosovo-Albaner, jetzt die Deutschen: Immer wieder stossen Migranten in der Schweiz verbreitet auf Ablehnung. Die Deutschen werden als kulturelle und ökonomische Bedrohung wahrgenommen. Fremdenfeindlichkeit wird oft als irrationales Phänomen beschrieben. Stimmt ergo die Annahme, dass Bildung vor Fremdenfeindlichkeit schützt?

In den letzten zwei Jahrzehnten ist Migration auf der politischen Agenda westlicher Staaten zu einem der wichtigsten Themen aufgestiegen. In Umfragen wird immer häufiger deutlich, dass es zu denjenigen gesellschaftlichen Themen gehört, welche die Menschen am meisten beschäftigen, und zu denjenigen politischen Problemen zählt, welche am dringendsten gelöst werden sollen. Häufig drehen sich die Debatten um niedrig qualifizierte Migranten aus nicht-westlichen Staaten und oft Ländern aus dem islamischen Kulturkreis. Tatsächlich stellen Muslime in westeuropäischen Ländern seit einigen Jahren eine der grössten Migrationsgruppen dar; sie gelten als die «typischen» Migranten. Dabei geht aber oft vergessen, dass heutzutage immer mehr Migranten über einen hohen Bildungsabschluss verfügen. Nicht zuletzt als Ergebnis der Personenfreizügigkeit innerhalb der Europäischen Union und den Bilateralen Verträgen mit der Schweiz verlassen immer mehr hochqualifizierte Personen ihre Heimatländer, um anderswo Arbeit zu finden.

Die «typischen» und die «guten» Migranten

Diese Art der Migration scheint bisher kaum zu kontroversen politischen Auseinandersetzungen geführt zu haben. Im Gegenteil, diese sogenannten «guten» Migranten scheinen überall willkommen zu sein. 2010 hat der SPD-Politiker Thilo Sarrazin in Deutschland eine nationale Debatte ausgelöst, als er die Meinung vertrat, Araber und Türken, wie er es formulierte, hätten keine produktive Funktion, ausser für den Obst- und Gemüsehandel. Er forderte, dass generell

nur noch Hochqualifizierte in Deutschland einwandern können.

Ähnliche Meinungen wurden auch immer wieder in der Schweiz vertreten, wenn es wieder mal um die Integration von Muslimen oder Ausländern aus dem Balkan ging, die aus Sicht einiger Schweizer kaum etwas zum Bruttoinlandprodukt beitragen. Selbst die Schweizerische Volkspartei hat sich stets gut ausgebildete, fleissige und motivierte Zuwanderer gewünscht.

Solche Leute sind über die letzten zehn Jahre auch tatsächlich in die Schweiz gekommen: Die Zuwanderung aus Deutschland hat das Bild des typischen Migranten zumindest in Teilen der Deutschschweiz stark verändert. Die Deutschen sind schweizweit eine der grössten Ausländergruppen; in der Stadt Zürich gibt es mittlerweile doppelt so viel deutsche wie italienische Staatsangehörige.

Diese Zuwanderung hat über die letzten Jahre immer wieder zu heftigen politischen Auseinandersetzungen geführt. Offenbar führt auch die Zuwanderung von sogenannten «guten», hochqualifizierten Personen zu Integrationsproblemen. Das stellt nicht nur die Politik, sondern auch die sozialwissenschaftliche Forschung vor neue Probleme.

«Narzissmus des kleinen Unterschieds»

Wie kann man ein solches Phänomen überhaupt erklären? Historische Entwicklungen spielen sicher teilweise eine Rolle. Die oft bemühten Schwabenkriege sind zwar ein wenig weit hergeholt. Verweise auf das nationalsozialistische Erbe Deutschlands werden jedoch immer wieder gemacht. Aber auch die Nazizeit vermag nicht zu erklären, wieso die Antipathie gegenüber den Deutschen in der Schweiz über die letzten Jahre so stark zugenommen hat.

Dabei zeigt sich aber nur ein Phänomen, das in der Forschung eigentlich schon lange bekannt ist. Wenn über relativ kurze Zeit viele Einwanderer einer Gruppe kommen, fühlen sich die Einheimischen unwohl – mögen die anderen auf den ersten Blick noch so



Marc Helbling, Dr. phil., geboren in Chur, forscht am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) zu den Themen Migration, Staatsbürgerschaft und Nationalismus. Er hat an der Uni Lausanne und am Institut d'Etudes Politiques in Paris Politikwissenschaften studiert. 2007 Dissertation. Autor einer ganzen Reihe von Publikationen, unter anderem der Studie «Why Swiss-Germans dislike Germans». Deren Resultate basieren auf der Befragung von 1300 ZürcherInnen zu ihrer Meinung über Einwanderer.

ähnlich aussehen. Auf was es nämlich ankommt, ist, wie diese anderen wahrgenommen werden. Und es hat sich gezeigt, dass die Deutschschweizer die Deutschen als kulturell sehr unterschiedlich betrachten. Man kann hier vom «Narzissmus des kleinen Unterschieds» sprechen. Nicht nur grosse, sondern auch kleine kulturelle Unterschiede können zu Abwehrreaktionen führen. In diesen Situationen wird es nämlich schwieriger, das andere zu definieren und sich abzugrenzen. Man hat schneller das Gefühl, kulturell unterwandert zu werden. Die Auseinandersetzung über das Schweizer- und das Hochdeutsche ist da fast schon ein Lehrbuchbeispiel.

Die deutschen Migranten stellen aber für viele Schweizer auch eine ökonomische Gefahr dar; und da können

Fremdenfeindlichkeit

noch so viele Studien aufzeigen, dass die Schweiz von Migranten wirtschaftlich profitiert. Interessanterweise fühlen sich daher auch gut ausgebildete Schweizer, die in ihrem Job aufsteigen möchten, von den Deutschen bedroht. Dies führt zu einem völlig neuen Blick auf den Zusammenhang zwischen Bildung und Fremdenfeindlichkeit. Es hat sich in vielen Studien immer wieder gezeigt, dass die Anzahl Eingewanderter zum Teil ziemlich stark überschätzt wird und vor allem diejenigen Personen fremdenfeindliche Einstellungen äussern, die kaum mit Migranten in Kontakt kommen. Fremdenfeindlichkeit wird entsprechend oft als ein irrationales Phänomen beschrieben, das kaum mit tatsächlichen gesellschaftlichen Entwicklungen zu tun hat. Aufklärung über Migration wird daher häufig als mögliche Lösung ins Feld geführt. Bildung, so eine weit verbreitete Annahme, schützt vor Fremdenfeindlichkeit. Und tatsächlich zeigen unzählige Studien, dass Bildung stark mit Toleranz korreliert.

Bessere Bildung – bessere Menschen?

Umso erstaunlicher ist es, wie wenig wir darüber wissen, wieso genau Personen mit höherem Schulabschluss offener gegenüber Migranten sind. Sehr gerne wird argumentiert, dass Bildung erlaubt, komplexere Zusammenhänge zu verstehen, und dadurch verhindert, auf vereinfachende und stereotype Argumentationsmuster zum Beispiel von Rechtspopulisten hereinzufallen. Andere sind jedoch der Meinung, dass sich solche Personen in einem sozialen Umfeld aufhalten, in welchem kritische Äusserungen gegenüber dem Fremden schlicht tabu sind. Es gibt denn auch Studien, die aufgezeigt haben, dass Personen, die gegen aussen ein liberales Gedankengut vertreten, viel eher ihre tatsächlichen kritischen Einstellungen gegenüber kultureller Diversität verstecken als Personen mit konservativen Einstellungen. Für die letztere Gruppe stellt es überhaupt kein Problem dar, sich öffentlich gegen Immigration auszusprechen.

Schliesslich gibt es noch das Argument, dass es sich Gebildete einfach leisten können, tolerant zu sein, weil sie in ganz anderen Bereichen arbeiten, als die oft schlecht ausgebildeten Immigranten. Neuere Studien haben gezeigt, dass dieser letzte Mechanismus sehr zentral ist. Verändert sich nämlich das Einwanderungsprofil und haben die Immigranten plötzlich auch einen hohen Bildungsabschluss, fühlen sich auch Gebildete bedroht. Ein spannender Fall ist in diesem Zusammenhang tatsächlich die deutsche Immigration in die Schweiz über die letzten Jahre. Auch Schweizer mit hohem Schulabschluss stehen dieser Gruppe plötzlich kritisch gegenüber; vor allem dann, wenn sie selber mit ihrer Arbeitssituation unzufrieden sind, beruflich noch aufsteigen möchten und daher mit anderen ähnlich ausgebildeten Immigranten konkurrieren.

Fremdenfeindlichkeit als sozialer Mechanismus

Wenn nun gewisse Studien aufzeigen, dass Bildung nicht unbedingt vor Fremdenfeindlichkeit schützt, heisst das nicht, dass Gebildete fremdenfeindlich sind. Erstens ist Bildung nur ein Faktor unter vielen, die Einstellungen gegenüber Migranten erklären. Zweitens spielen kontextuelle Gegebenheiten sowohl bei Gebildeten wie auch bei Ungebildeten eine zentrale Rolle, inwiefern sie sich gegenüber dem Fremden verhalten. Es zeigt sich vielmehr, wie komplex der Zusammenhang zwischen Bildung und Vorurteilen ist und dass bisher in der Forschung vorschnell gewisse verallgemeinernde Schlüsse gezogen wurden. Die Möglichkeit, Einstellungen gegenüber Deutschen in der Schweiz auf allgemeine Erklärungsfaktoren zurückzuführen, zeigt auch, dass die Ablehnung der Deutschen nichts Schweiz-Spezifisches ist. Ähnliches würde man wahrscheinlich beobachten, wenn plötzlich viele Franzosen nach Belgien ziehen würden. Zudem sollte Fremdenfeindlichkeit auch nicht als etwas Pathologisches abgestempelt werden, sondern vielmehr als einen sozialen Mechanismus, der in unterschiedlichen Kontexten auftreten kann.

Dass das Problem überwunden werden kann, zeigen die Italiener, die mittlerweile in der Schweiz zu den beliebtesten Ausländern zählen. Wer hätte das in den 1950er und 1960er Jahren gedacht?

Marc Helbling

Literatur

Facchini, Giovanni; Mayda, Anna M. (2012): Individual Attitudes Towards Skilled Migration: An Empirical Analysis Across Countries. The World Economy 35(2): 183–196.

Halperin, Eran; Pedahzur, Ami; Canetti-Nisim, Daphna (2007): Psychoeconomic Approaches to the Study of Hostile Attitudes Toward Minority Groups: A Study Among Israeli Jews. Social Science Quarterly 88(1): 177–198.

Helbling, Marc (2011): Why Swiss-Germans dislike Germans. Opposition to Culturally Similar and Highly Skilled Immigrants. European Societies 13(1): 5–27.

Hello, Evelyn; Scheepers, Peer; Sleepers, Peter (2006): Why the more Educated are less Inclined to Keep Ethnic Distance: An Empirical Test of Four Explanations. Ethnic and Racial Studies 29(5): 959–985.

Heyder, Aribert (2003): Bessere Bildung, bessere Menschen? Genauerer Hinsehen hilft weiter. Wilhelm Heitmeyer (ed.): Deutsche Zustände (Folge 2). Frankfurt am Main: Suhrkamp, pp.78/99.

Integration in der Schule

Fremd im eigenen Klassenzimmer

Den Ansprüchen von Kindern unterschiedlichster Herkunft, Kultur, Religion und Begabung im Klassenzimmer gerecht zu werden, ist eine pädagogische Höchstherausforderung. Hier finden Tag für Tag kultureller Austausch und Integration mit den entsprechenden Schulungsformen statt.

Die Kopftuchmutter schiebt ihren Kinderwagen über den Schulhausplatz, die sommerlich gekleidete Mama holt ihre Cara von der Schule ab. Simon, der Junge mit ASS, wartet mit seiner Betreuerin etwas abseits. Kinder rufen durcheinander auf Bosnisch, Türkisch, Arabisch, allenfalls in fremdländisch abgefedertem Zürcher Dialekt. Die Hortnerinnen antworten auf Hochdeutsch.

Ich bin die einzige Bernerin.

Mein junger bosnischer Kollege Aziz bringt mich zum Lachen, weil er sich darüber lustig macht, wie ich «ich» sage: «Ig! Ik! Wie en Amerikaneri, wo da nöd richtig usspreche chann, Mann!» Sagt es in breitem Thurgauer Dialekt mit nasalem Timbre und schlägt mir freundschaftlich auf die Schulter. Integrationsklaps. Von Aziz, meinem Fremdenführer an dieser Schule.

«Was für e Sprach redet Sie äigetli? Wohär chömed Sie?», fragt mich der kleine Samir. So fremd klingt in seinen Ohren meine Muttersprache, dass er es genau wissen möchte. «Ich känn öpper, wo au so redt wie Sie, myn Götti. De gang ich mämgal go bsueche.» Das war eine liebevolle Annäherung! «U wie redsch de du deheim?», frage ich ihn zurück. «Arabisch», antwortet er nicht ohne Stolz. Er weiss vermutlich, dass ich seine Sprache gar nicht verstehe. Ob ihn das stört?

Schmelztiegel Schule

Die Schweizer Schulen sind Schmelztiegel der kulturellen und menschlichen Vielfalt unseres Landes. Hier wird jeden Tag erlebt, was Fremdsein heisst, hier finden jeden Tag Kulturaustausch und Integration statt. Unterschiedliche Familienhintergründe treffen auf das System der Schule,

die geprägt ist von den Wertvorstellungen der Behörden, den Gesetzen der BürgerInnen, den Konventionen und Traditionen der Unterrichtenden. Die Umsetzung integrierter Schulungsformen ist pädagogisch grundsätzlich wünschbar. Die erhöhte Zuwanderung fremder Ethnien in den letzten Jahrzehnten passt irgendwie zur multikulturellen Schweiz. Trotzdem führten diese neuen Entwicklungen im Schulalltag zu Spannungen, die nach Entlastungsmassnahmen riefen.

Die Kantone haben sich diesbezüglich einiges einfallen lassen. Ich möchte hier die Instrumente kurz vorstellen, welche ich aus meiner Unterrichtstätigkeit kenne und die im Kanton Zürich zur Anwendung gelangen. In anderen Kantonen werden sie unter ähnlichen oder gleichen Bezeichnungen ebenso erfolgreich ausprobiert und durchgeführt.

Qualität in multikulturellen Schulen (QUIMS)

QUIMS: Dieser pfiffige, leichtfüssig daherkommende Name meint das Programm zur Förderung der *Qualität in multikulturellen Schulen*. Eine Schule bekommt das QUIMS-Prädikat, wenn mehr als 40 Prozent der Kinder aus Familien stammen, deren Erstsprache nicht Deutsch ist. Der Fokus des Programms liegt dabei auf drei Handlungsfeldern: Sprache, Schulerfolg und Integration.

Im «Tages-Anzeiger» wurde kürzlich berichtet, dass wichtige Ziele der QUIMS-Schulen, nämlich die Verbesserung der Deutschkenntnisse und der Bildungschancen, nicht erreicht worden seien. Dass einzig in der Integration eine Verbesserung spürbar sei. Und demnach sei fraglich, ob sich die Investition von jährlich 40 000 Franken pro Schule in Leseprojekte, Autorenlesungen und Integrationsanlässe überhaupt lohne.

Als Lehrerin weiss ich, dass gerade ein gutes Schulhausklima ausschlaggebend dafür ist, ob Kinder besser lernen und in der Schule erfolgreicher sind. Insofern sind wir auf dem richtigen Weg. Aber es braucht viel Zeit und Geduld, bis wir Lehrpersonen zusam-



Elisabeth Messerli-Stämpfli, aufgewachsen in Bern, lebt seit 25 Jahren in Zürich. Verheiratet und Mutter von vier erwachsenen Kindern. Sekundarlehrerin phil. I, Studienaufenthalte in England und den USA. Weiterbildungen an der HfH Zürich und bei Henning Köhler am Janusz Korczak Institut, Nürtingen (D). Klassen- und Fachlehrerin auf verschiedenen Schulstufen. Heute Lehrerin für Integrierte Sonderschulung IS und Integrierten Förderunterricht IF an einer Mittelstufe in Zürich. Freiwillige Mitarbeiterin bei AFS Intercultural Programs Switzerland.

men mit den Kindern und den Eltern eine friedliche, tolerante und verständnisvolle Haltung einander gegenüber gefunden haben. Eine solche Haltung fördert mit Sicherheit die Leistungen unserer Kinder: Wenn Samir so freundlich zu mir ist und sich für mein Berndeutsch interessiert und ich mich für sein Arabisch, wir uns gegenseitig davon erzählen, er mir vielleicht eine Geschichte auf Arabisch vorliest, dann begegnen wir uns nicht mehr als Fremde, sondern schaffen eine für das Lernen essenzielle Beziehung. Diese Beziehung ist der Boden, auf dem die berühmten Bildungschancen wachsen. Nicht nur Ausländer haben mit Fremdsein zu kämpfen. Das Schweizer

Integration in der Schule

Kind, das nicht in die von uns gesteckte Norm passt, ist vor Ausgrenzung genauso wenig geschützt. Simon, der Fünftklässler, der kaum rechnen kann, und seine Klasse sind in hohem Masse darauf angewiesen, dass wir ihnen einen gemeinsamen Weg ebnen. Simons Fähigkeiten sind nicht so sichtbar wie die der anderen Kinder. So schneidet er, während die Klasse sich neue Teilungsregeln erarbeitet, ein paar Äpfel in Schnitze, die er in der Pause verteilt. Darauf ist er stolz. Und die Eifersucht der anderen? Ein «Tages-Götti» oder eine «Tages-Gotte» aus der Klasse darf ihm jeweils bei seinen praktischen Aufgaben helfen.

Programm zur Förderung alternativer Denkstrategien (PFADE)

Ein hilfreicher Wegbegleiter des schulischen Zusammenlebens ist das Lehrmittel PFADE – ein Name, der den gemeinsamen Weg im Schulalltag ins Zentrum stellt. Das *Programm zur Förderung alternativer Denkstrategien* ist ein Lehrmittel zur nachhaltigen Förderung von sozialen und kognitiven Kompetenzen bei Kindern im Kindergarten- und Primarschulalter. Das Ziel des Programms ist es, «externalisierendem und internalisierendem Problemverhalten und Gewalt vorzubeugen und gleichzeitig eine erfreuliche

Entwicklung der Kinder zu unterstützen» (www.gewaltprävention-an-schulen.ch).

PFADE ist die Übersetzung und Adaption des international bekannten Präventionsprogramms PATHS (Promoting Alternative Thinking Strategies, 1994), das von Carol A. Kusché und Mark T. Greenberg in den USA entwickelt worden ist. Offenbar zeigt es als eines von nur wenigen schulbasierten Programmen nachweislich langfristige Wirkung und wird seit 2004 im Kanton Zürich umgesetzt und im Unterricht eingebettet.

Mit standardisierten Lektionen (z.B. Gefühlskarten) und Werkzeugen zur gezielten Förderung von sozialkompetentem Verhalten (z.B. «Kind der Woche») hilft PFADE den Lehrpersonen und den Kindern, eine gemeinsame Sprache zu finden. Gefühle werden benannt, Komplimente ausgetauscht, Wertschätzung gelebt im Alltag. Auf dass Fremdes vertraut wird und wir miteinander friedlich leben und lernen können.

Zum Thema «gleiche Sprache sprechen» gehört an vielen Schulen auch die Streitschlichtungsmethode, welche die Sozialarbeiterin uns beigebracht hat: Eskaliert ein Streit auf dem Pausenplatz, helfen sich die betroffenen Kinder mit der sogenannten

«STOPP»-Regel. Wem ein Streit zu weit geht, der ruft «STOPP». Wenn das andere Kind nicht aufhört, darf das «Opfer» eine Lehrperson aufsuchen. Diese initiiert eine Streitschlichtung, in der beide Teile gegenseitig ihre Wünsche und Anliegen äussern und per Handschlag bekräftigen müssen. Eine allgemein geschätzte und gern gebrauchte Konfliktlösung: Was einen befremdet, wird auf den Tisch gelegt, benannt und ad acta gelegt.

Eltern lernen Deutsch in der Schule (ELDIS)

Das dritte Hilfsprogramm für ein erfolgreiches schulisches Zusammenleben setzt bei den Eltern an: *ELDIS – Eltern lernen Deutsch in der Schule*. In einem Jahreskurs (3–4 Lektionen pro Woche) können fremdsprachige Eltern nicht nur Deutsch lernen, sondern sich gleichzeitig auch das Stadtzürcher Schulwesen erklären lassen. Gemeinsam mit anderen (meist Müttern) erfahren sie so einiges über Schule und Erziehung und vertiefen gleichzeitig ihre Deutschkenntnisse. Leider machen viel zu wenige Eltern von diesem freiwilligen Angebot Gebrauch.

Lehrer als Spagatkünstler

Ich erinnere mich an eine Erzählung von Liese Bronfenbrenner, der Frau des russisch-amerikanischen Entwicklungspsychologen Urie Bronfenbrenner. Als sie mit ihrer Familie in den dreissiger Jahren aus Deutschland in die USA emigrierte, war es untersagt, auf der Strasse eine andere Sprache zu sprechen als Englisch. Diese Massnahme sollte dazu dienen, dass sich die Fremden schneller mit ihrer neuen Heimat identifizierten. Auch die «Pledge of Allegiance», der Treueschwur der Amerikaner auf ihre Flagge, welcher noch heute an vielen Schulen am Morgen rezitiert wird, trug zu dieser Identifikation bei. Können Sie sich so etwas bei uns vorstellen? Ich nicht.

Eltern, die unsere Sprache nicht oder unzureichend sprechen, fehlt der Schlüssel, welcher ihnen Tür und Tor zur Welt ihrer Kinder öffnen würde. Allzu oft kapseln sich Familien in ihrem



Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

IAP
Institut für Angewandte
Psychologie

MAS Systemische Beratung

Der MAS vermittelt Kenntnisse in systemischer, ressourcen- und lösungsorientierter Beratung mit Fokus auf die Beratungspraxis.

Abschluss: Master of Advanced Studies ZFH

Beginn: 6. März 2013

Informationsveranstaltung: Freitag, 26. Oktober 2012 um 18.30 Uhr am IAP in Zürich

Information und Anmeldung

IAP Institut für Angewandte Psychologie

Merkurstrasse 43, 8032 Zürich

Tel. +41 58 934 83 72, veronika.bochsler@zhaw.ch

www.iap.zhaw.ch/mas-sb



Integration in der Schule

Kulturkreis ab, pflegen kaum Kontakt mit Schweizern, treffen sich nur unter ihresgleichen.

Zum Glück stehen unseren Schulen Dolmetscher zu Verfügung, welche bei Standortgesprächen oder Elternabenden übersetzen und vermitteln. Dank ihnen mündet das Befremden einer ersten Begegnung oft in gegenseitiges Verstehen und Akzeptieren. Dass bereits am ersten Schultag nach den Ferien drei Kinder der neuen vierten Klasse aus religiösen Gründen fehlen werden, sehe ich nun gelassener.

Urie Bronfenbrenner erklärte mir einst einleuchtend: Die verschiedenen Beziehungssysteme, in denen ein Kind lebt, sollten miteinander im Einklang stehen. Erfahrungen und Verhaltensweisen, die das Kind in einem System gelernt hat, sollte es auch in anderen Systemen erkennen und anwenden können. Es gehört neben der eigentlichen Wissensvermittlung zum Kerngeschäft von Lehrpersonen, Kinder unterschiedlicher Herkunft, mit unter-

schiedlichen Begabungen und unterschiedlicher religiöser und politischer Herkunft in einer Klasse zu einem Ganzen zusammenzufügen.

Dass sich die Herausforderungen diesbezüglich in den letzten Jahren gewandelt haben, ist eine Tatsache, die vielen KollegInnen zu schaffen macht. Mitunter kommen sie sich im eigenen Klassenzimmer einsam und fremd vor. Ich denke an eine Kollegin, die in Schwamendingen an einer öffentlichen Schule ohne Schweizer Kinder unterrichtet. Wie offenherzig und stark muss eine Lehrerin sein, wenn die Värslis und Liedli vom Samichlaus, die Geschichten vom Osterhasen oder vom Weihnachtskind zu Hause keinen Widerhall finden? Ist nun hier ein Teil unserer Identität verloren gegangen, oder sollen wir uns darüber freuen, dass wir unseren Kulturhorizont erweitern dürfen?

Als ich vor 35 Jahren meine erste eigene Klasse unterrichtete, stiess ein Mädchen zu uns, das mit seiner Mutter aus

der DDR geflüchtet war. Offensichtlich gefiel es ihr bei uns nicht, sosehr die Kinder und ich uns auch um sie bemühten. Sie schaffte es, uns glauben zu machen, dass eigentlich fast alles in der Schweiz «scheisse» war, wie sie es unzimerlich ausdrückte. Die Läden, das Essen, der Luxus, die Schule, das Dorf. Aber wir liebten und ehrten sie – und sie uns. Und sie war die beste Theaterspielerin der Schule. Damals noch ohne ELDIS, QUIMS und PFADE. Den Ansprüchen der vielen fremden Kulturen und den unterschiedlichsten Begabungen eines jeden Kindes gerecht zu werden, ist zu einer pädagogischen Akrobatik-Übung geworden. Haben Sie schon mal einen Spagat versucht? Das braucht viel Zeit, viel Übung und auch ein wenig Talent. Wir machen diesen Spagat in der Schule jeden Tag. Vielleicht sind wir deshalb Künstler.

Jedenfalls brauchen wir das Verständnis der Öffentlichkeit, ihre Geduld – und ein bisschen Geld.

Elisabeth Messerli



Szondi-Institut

Lehr- und Forschungsinstitut für Schicksalsanalyse und Allgemeine Tiefenpsychologie

Schicksalsanalytische Psychotherapie nach Leopold Szondi

Postgraduale Weiterbildung in psychoanalytischer und schicksalsanalytischer Therapie

für PsychologInnen mit (Fach-)Hochschulabschluss und MedizinerInnen. Andere Hochschul-AbsolventInnen wie TheologInnen, GermanistInnen usw. sind zum Studium zugelassen und können ihre Ausbildung um die psychotherapie relevanten Fächer ergänzen.

Dauer: 4 Jahre berufsbegleitend / Blockseminare
Kosten: Fr. 3'900.- / Jahr – Beginn April/Oktober 2012
Weitere Informationen unter www.szondi.ch

Stiftung Szondi-Institut, Krähbühlstr. 30, 8044 Zürich, Telefon 044 252 46 55, Email: info@szondi.ch

Subjektivität, Ambivalenz und Dynamik des Fremden

Von Schrumpfköpfen, Besessenheiten und anderen Irrationalitäten

Reflexionen der Ethnologin und Ethnopschoanalytikerin Heidi Schär Sall über Fremdheitserfahrungen im Senegal und in einer psychiatrischen Klinik.

Im Senegal, wo ich vor mehr als 20 Jahren meine ethnologische Feldforschung begann, erlebte ich die Begegnung mit dem Fremden zuerst als überwältigend und exotisch. Gefühle von Freude und ein wenig Angst verzerrten damals zu Beginn der Forschung meine Wahrnehmung. Doch als ich daran war, mich wirklich einzulassen, begannen die Albträume, nebst der Neugierde.

Weder die Sauberkeits- und Essensrituale noch die Inhalte und deren Organisation und Evakuierung waren durch ein mir gewohntes soziales Setting gestützt und stellten meine verinnerlichten Erziehungsvorstellungen und Tabus völlig in Frage. Als ich auf den Hof einer Familie einziehen sollte – so der Vorschlag einer meiner Informantinnen –, träumte ich von auf Teller servierten Schrumpfköpfen, die wir, in europäischer Manier am Tisch sitzend, verspeisen sollten. Oder der Traum handelte von Weissen, wie ich eine war, allerdings mehrheitlich Franzosen, die darin als Zombies erschienen.

Ich hatte eine tiefe Befürchtung, womöglich nicht mehr in die eigene Gesellschaft zurückzufinden, wenn ich hier eintauchen würde, oder eine «andere» werden zu müssen. Schrumpfköpfe standen früher, vor allem in den südamerikanischen Tropenwäldern, in der Tradition einer Initiation als Ethnologin. Denn nicht nur die Angst, sondern auch ein wenig die Verlockung, der Wunsch, so wirklich dem Fremden begegnen zu können, indem ich mit ihm vertraut wurde, offenbarte mir der Traum.

Terra incognita

Viel später dann, nach steter Auseinandersetzung mit Psychoanalyse, Psychiatrie, Gesellschaft und Kultur, erreichte mich die Dimension des Verstehens von Differenz oder vom Fremden in seiner ganzen Komplexität. Die Erfahrung von Fremdheit ist nie neutral, sondern subjektiv und ambivalent zugleich. Nach dem ersten Eintauchen brauchte ich wiederum etwas Distanz zu dieser Gesellschaft, und meist waren

es vor allem die Fragen, denn die Antworten oder besser die kritischen Reflexionen der Gegenübertragungen (die Summe meiner Gefühle, die mein Gegenüber in mir auslösten), die weiterführten, etwa die Frage der Differenz und wie sich diese konstruiert.

Als die Indios unter Lebensgefahren in Werner Herzogs Film «Fitzcarraldo» das riesige Schiff über den Berg hieven mussten und auch einige dabei umkamen und der Schauspieler Klaus Kinski, den Herzog in seinem dokumentarischen Bekenntnis als «mein liebster Feind» bezeichnete, wieder einmal in bedrohlicher Weise mit seinen Tobsuchtsanfällen seine Mitmenschen ans Limit brachte, fragten die Indios Werner Herzog, ob sie ihn, Kinski, für ihn umbringen sollten. Da gab Herzog zur Antwort: «Nein, ich brauche ihn noch für den Film.»

Es muss eine sehr aussergewöhnliche Situation gewesen sein. Für die Indios war Kinski einfach ein Tobsüchtiger. Die Lösungsvorschläge der Dschungelbewohner folgten im Konfliktfall anderen Logiken als einem europäischen Rechtsverständnis. Herzog war ihr Auftraggeber und Chef, diesem gegenüber waren sie loyal, der Störfried war Kinski, also sollte man ihn beseitigen. Der Vorschlag der Indios schockiert, doch die Gegenübertragung, dass dieser Wahnsinnscharakter von Kinski nur durch «Mord» aus der Welt zu schaffen sei, haben auch manche, zum Beispiel andere Regisseure, die Kinski kannten, hierzulande gehabt, die sich nicht als Dschungelbewohner bezeichnen würden. Die pragmatische, ebenso direkte Antwort von Herzog wie die der Indios ist nur auf den ersten Blick verblüffend, und nur indem er dieselbe Logik aufnahm, konnte er wohl Kinski (und den Film) vor den Giftpfeilen der Indios retten, denn dies wurde sofort verstanden.

Dynamische Unbekannte

Meine Fremdheitserfahrung in den Anfängen meiner Anstellung als Ethnologin/Psychologin, als wir in der psychiatrischen Klinik eine transkulturelle Psychiatrie ins Leben riefen, war zwar nicht so heftig wie zu Beginn meiner Feldforschung im Senegal. Das Feld der Psy-



Heidi Schär Sall, lic. phil. Ethnologin/Ethnopschoanalytikerin. Seit 2005 als Ethnologin/Psychologin in der Psychiatrischen Universitätsklinik (PUK) Zürich und im Ambulatorium des Kantons Fribourg, 1991–2005 Leitung des Ethnologisch-Psychologischen Zentrums (EPZ) für Traumatisierte und psychisch erkrankte Flüchtlinge. Vormundschaftstätigkeit (unter anderem Kinderschutz). Feldforschungen im Senegal, Psychiatrische Universitätsklinik Dakar-Fann. Supervisionen, Publikationen und Referate zu Migration, Psychotherapie und Begleitung von Flüchtlingen, Ethnopschoanalyse, transkulturelle Psychiatrie, Trauma.

chiatric wie auch die Personen mit ihren unterschiedlichen beruflichen Selbstverständnissen, die interdisziplinär interagieren sollen, verschleiern die Tatsache, dass die konzeptionellen und methodischen Zugänge oft so unterschiedlich sind wie die Leidensproblematiken der Patienten.

Die Sozialanthropologie beschäftigt sich zwar mit dem Fremden, aber nicht mehr im Allgemeinen, im Sinne eines «Otherings», des sogenannten Anderen, sondern sie widmet sich der Differenz und dem Partikularen, auch mit Machtverhältnissen in den Beziehungen, in die man sich einschliesst, sei dies in Fragen der Anamnese, der Diagnose und der Behandlung und Therapie. Dies erfordert immer auch eine kritische

Subjektivität, Ambivalenz und Dynamik des Fremden

Selbstreflexion. Aber nicht nur konzeptuell, sondern auch methodisch führt dies in Forschung und Praxis zu weiterführenden Zugänge wie zum Beispiel qualitativen Narrativen und einer permanenten Kontextualisierung, anstelle alleiniger standardisierter Befragungen von Symptomen, deren Kategorienbildungen wie «Texte ohne Kontexte» (Nathan 1994) erscheinen. Oft gehen wir von unausgesprochenen allgemeinen Grundannahmen über den sogenannten «anderen» oder «Fremden» aus, die ungeklärt sind, oder dann wieder, als würden wir die Vorstellungen mit dem Gegenüber, sei es über Recht, Kunst, Organisation von Gesellschaft und Familie, Krankheit, Ernährung, Vorstellungen des Seins, kollektiv oder individuell, gegenseitig kennen oder teilen.

Auch die Referenzrahmen, innerhalb deren Individuen sich ausdrücken und interagieren, Repräsentationen von Gefühlen, Konflikten und Ängsten sind so unterschiedlich, dass diese erst im Gespräch, individuell-kulturell erforscht werden müssen. Das Wort «Seele» hatte beispielsweise eine mongolische Übersetzerin als in der Blase sitzend zugeordnet, währenddem der viel jüngere mongolische Patient darauf hinwies, dass diese im Hirn sei, seine Mutter sei Ökonomin, sie habe es ihm so erklärt. Die Frage ist also, wer wann von welchen Konzepten gerade wie Gebrauch macht. Es gibt auch Neuschöpfungen. Das Fremde, die Differenz oder das Partikulare und wie dieses sich konstruiert, im Innen- und Aussenraum der Individuen, die in unterschiedlichsten sozialen und transnationalen Lebenszusammenhängen agieren, ist mehr und mehr als eine dynamische Unbekannte zu begreifen.

Als Fremde oder «marginal woman», die eine Ethnologin und Ethnopsychanalytikerin beruflich im medizinischen Milieu ist, hat dies zum Beispiel den Vorteil, dass mit dem Blick vom Rande aus die institutionellen Mechanismen gut mitanalysiert werden können, die ebenso innen wie aussen auf die Individuen und die Behandlung wirken. Der Soziologe Pierre Bourdieu nutzte seine Fremdheit im Pariser Intellektuellenmilieu gar als «Quelle einer kritisch-

reflexiven Distanzierung» («NZZ», 31.1.2012) von dieser Lebenswelt und deren Ritualen und hat in seiner Rolle als «marginal man» eben gerade die kulturellen Praktiken seiner eigenen Bezugsgruppe genauso beschreiben wie analysieren können wie die Hochzeitsrituale der Kabylen.

«Besessenheit» – oder nicht vielmehr ein Trauma?

Als fremd erlebte sich ein junger Paschtune mit seinen ohnmachtähnlichen Anfällen, worauf er in die Klinik eingewiesen wurde. Was er denn habe, was das sei, fragte er. Wir wussten es auch nicht und fragten ihn nach seiner Geschichte und was man denn dort, in seinem Land, dazu sage. Er berichtete zuerst vom Heimweg von der Schule in der Abenddämmerung in Richtung seines Dorfes, als er als 15-Jähriger zwei offenbar von Taliban massakrierte Männer sah und dann voller Panik nach Hause rannte. Er erzählte es seiner Familie und fiel in Ohnmacht. Seither habe er diese Anfälle.

Es wurde klar, dass der junge Mann traumatisiert war und in einem Umfeld lebte, wo ständig solche Massaker stattfanden, auch in anderen Dörfern. Er rannte nun also nach Hause in der Befürchtung, auch seine Familie, das ganze Dorf könnte massakriert werden. Die bekannten äusseren lebensbedrohlichen Verhältnisse, der reale Anblick der massakrierten Männer und dazu dann noch die Angst, dass er seine Familie zu Hause ebenso hätte antreffen können, hatten dem Jungen einen derartigen Schrecken eingejagt, dass dieser sich tief in seinem Bewusstsein eingebrannt hatte. Ein Trauma, dem er durch seine Ohnmachtsanfälle zu entkommen versucht, wenn die Gedanken daran und Gefühle der Angst zu stark werden.

Die emische Diagnose, das heisst die Sichtweise seiner Bezugsgruppe seiner Kultur und des dortigen islamischen Priesters, war «Besessenheit». Besessenheit besagt, dass ein fremder Geist in einen Menschen hineingefahren sei. Auch das Trauma, wie wir es verstehen und wie es der Patient schilderte, kann als etwas Fremdes verstanden werden, das als Fremdes, als Schrecken in das Ei-

gene eindringt und das in Form von etwas Fremdem wieder agiert, nicht als Teil von etwas Eigenem (da das Schreckliche nur schwer integriert werden kann).

Die Diagnose der Besessenheit wie die der Traumatisierung scheinen phänomenologisch dasselbe zu sein, nur die jeweiligen Referenzrahmen sind unterschiedlich, je nach Konstruktion von Wirklichkeit, individuell oder der Gruppe, der man sich zugehörig fühlt. Beim jungen Mann, der nun in der Schweiz lebt, war dies ein zusätzliches Dilemma. Er lebte in verschiedenen Welten, es gab für ihn die beseelte Welt mit Geistern, gleichzeitig aber wollte er von der Gruppe der Wissenschaftler wissen, die das Bild einer sogenannten rationalen Welt als ihr Eigen betrachten, was denn los sei. Dass sich in diesem Fall das irrationale Erklärungsmodell mit dem rationalen Konzept des Traumas phänomenologisch decken, täuscht aber nicht darüber hinweg, dass die Widersprüchlichkeiten im Partikularen, also im Detail, stecken, was für die Diagnose und die Therapie bedeutend ist. Denn es ist ein Unterschied, ob man einen Geist oder ein Trauma eines Patienten behandelt.

In diesem Dilemma steckt der Patient ebenso wie der Behandler. Der Schamane wird dann den Geist vertreiben, der Psychiater oder Psychotherapeut das Trauma behandeln, und dies je nach psychotherapeutischer Schule unterschiedlich. Im Senegal beobachtete ich viele Patienten, die Heiler und Psychiater aufsuchten und so beides unter einen Hut brachten. Oder wie es der verstorbene Philosoph Jacques Derrida in seinem Gespräch mit der Historikerin und Psychoanalytikerin Elisabeth Roudinesco in dem Buch «De quoi serait il fait demain» ausdrückte: «Widersprüchliche Erklärungen wären es in den Augen von jemandem, der «ich», aus einem Guss, nur sagen könnte, indem er jede Andersheit, jede Heterogenität, jede Spaltung, ja jeden Zwist, jede «Auseinandersetzung» mit sich aus sich austreibt (...) ich bin nicht «ein einzelner». Ein «ich» ist kein unteilbares Atom» (Derrida/Roudinesco 2006, 188ff).

Heidi Schär Sall

Vom Gefühl, nicht dazuzugehören

Bin ich am Ende nur ich selbst?

Im Gefühl, dazuzugehören, weiss sich der Einzelne mit den anderen durch ein tragendes Einverständnis verbunden. Wenn dieses Gefühl fehlt, wird jede Differenzerfahrung zu einer existenziellen Bedrohung. Wer offen ist für die Erfahrung, dass das Leben «je meines» ist, ist hin und her gerissen zwischen der Sehnsucht, das schmerzliche Gefühl, nicht dazuzugehören, loszuwerden, und der Erkenntnis, dass das Gefühl, dazuzugehören, eine Täuschung ist.

Das Gefühl, nicht dazuzugehören, ist ein besonderes Gefühl von Fremdsein. Dass es dann auftritt, wenn wir uns beispielsweise in einem anderen Land aufhalten oder wenn wir eine neue Arbeitsstelle angetreten haben, ist nicht nur verständlich, sondern auch angemessen. Nicht nur ist uns selber in solchen Fällen vieles unvertraut, sondern wir sind auch für die anderen, die hier wohnen oder schon seit langem arbeiten, noch fremd. Wer sich schon am ersten Tag an einem neuen Ort so heimisch fühlt, als wäre er von jeher hier, sitzt einem trügerischen Gefühl auf. Das Gefühl, nicht oder noch nicht dazuzugehören, muss nicht immer negativ sein. Viele fühlen sich in einem fremden Land zuerst freier, weil noch niemand sie hier kennt, und sie brauchen sich darum weniger davor zu fürchten, was die anderen von ihnen denken könnten. Dieselbe Erfahrung machen viele auch an einer neuen Arbeitsstelle: sie fühlen sich noch weniger unter Leistungsdruck, weil sie für sich den Bonus des Anfängers geltend machen können, der sich zuerst einmal einarbeiten muss.

Anders, nämlich als leidvolle Erfahrung, meldet sich das Gefühl, nicht dazuzugehören, bei all jenen, die ihr Herkunftsland und ihre Familie verlassen mussten – sei es aus ökonomischen oder politischen Gründen. Sprachbarrieren, kulturelle und religiöse Differenzen, andere Hautfarbe wiegen hier schwer, und sie verbinden sich meist mit der Befürchtung oder auch der realen Erfahrung, am neuen Ort unwillkommen zu sein.

Nochmals anders ist es, wenn Menschen das Gefühl des Zugehörigseins

nicht spüren, ohne dass sich dafür äussere Gründe anführen lassen. Diese Menschen sagen von sich, dass sie sich nirgends zugehörig fühlen können, und viele davon kennen dieses Gefühl schon seit ihrer Kindheit.

Störung eines Grundgefühls

Um sich dieses Phänomen zu erklären, greift die Psychologie gerne auf die Vorstellung zurück, dass sich hier eine *Fähigkeit* entweder gar nicht habe ausbilden können oder aber später aufgrund traumatischer Erfahrungen beeinträchtigt worden sei. Denn offensichtlich geht es hier um ein Defizit ganz anderer Art, als wenn man dieses Gefühl nicht spürt, weil man nicht dort lebt oder leben kann, wo man sich zu Hause und also zugehörig fühlen würde. Wer in einem anderen Land bzw. einer fremden Kultur lebt, dem fehlt ja die Fähigkeit, sich zugehörig fühlen zu können, keineswegs. Das Gefühl kann sich nur am fremden Ort gegenüber den fremden Mitmenschen nicht einstellen.

Nun sind wir es gewohnt, von *Teamfähigkeit* oder auch von *Beziehungsfähigkeit* zu sprechen. Das hat deshalb einiges für sich, weil beides gelernt sein will. Das lässt sich aber vom Gefühl, irgendwo in der Welt dazuzugehören, nicht sagen, scheint es sich doch dabei vielmehr um ein *Grundgefühl* zu handeln, vergleichbar dem Gefühl des Lebendigseins. Solche Gefühle müssen wir nicht erwerben, sondern sie stellen sich normalerweise von selbst ein, weil sie nur eine Grundgegebenheit zum Ausdruck bringen: sei dies die Tatsache, lebendig zu sein, oder die Tatsache, ein soziales Wesen zu sein, das von Natur aus ohne Zugehörigkeit zu einer Gruppe gar nicht überleben kann. Solche Grundgefühle sind meist Hintergrundsgefühle, die nur dann eigens bewusst werden, wenn sie aus besonderem Anlass entweder besonders stark werden oder aber fehlen, was sich in unserem Fall als das Gefühl, *nicht* dazuzugehören, meldet. Es ist aber fragwürdig, im letzteren Falle von einer mangelnden Fähigkeit zu reden, eben weil es sich um die Abwesenheit eines Grundgefühls handelt. Bis jetzt lässt sich nur sagen,



Alice Holzhey-Kunz, Dr. phil., ist Daseinsanalytikerin. Sie studierte Geschichte und Philosophie in Zürich. Sie arbeitet als daseinsanalytische Psychotherapeutin in der Schweiz und ist Präsidentin der Gesellschaft für hermeneutische Anthropologie und Daseinsanalyse (GAD) und Co-Leiterin des Daseinsanalytischen Seminars Zürich (DaS). Zahlreiche Publikationen, u.a. «Existenzanalyse und Daseinsanalyse» (Reihe Psychotherapie: Ansätze und Akzente).

dass auch Grundgefühle störanfällig sind, ohne dass wir schon verstehen, worin diese «Störung» besteht und wie sie zustande kommt.

Dass eine Störung dieses Grundgefühls für den Betroffenen schwer wiegt, ergibt sich aus seiner wichtigen Funktion, die es sowohl für das Individuum wie für die Gruppe hat. Denn im Gefühl, dazuzugehören, «weiss» sich der Einzelne mit den anderen durch ein tragendes Einverständnis verbunden, das keiner Prüfung bedarf. Und dank diesem Gefühl einer fraglosen Verbundenheit werden aufbrechende Differenzen nicht zur Katastrophe, sondern können relativiert und auch wieder vergessen werden. Das aber kann nur einigermaßen gelingen, wenn man sich entweder von den anderen isoliert und in grösstmöglicher Zurückgezogenheit lebt oder wenn man alle Beziehungen

Vom Gefühl, nicht dazuzugehören

durch eigene Unauffälligkeit, Anspruchslosigkeit und Anpasstheit konfliktfrei zu halten versucht.

Gründe der Differenzierung

Doch bei der blossen Feststellung, dass es Menschen gibt, die sich nirgends zugehörig fühlen können und dafür einen hohen Preis zahlen müssen, kann es nicht bleiben. Man möchte dieses Phänomen verstehen. Dabei ist heute meist die Annahme leitend, das Phänomen sei dann verstanden, wenn man die pathogenen Ursachen dafür aufgedeckt habe. Dazu gesellt sich in der Regel die historisch-entwicklungspsychologische Annahme, diese Ursachen seien in der Umwelt der frühen Kindheit zu suchen. Davon geleitet ergeben sich in etwa die folgenden Fragen: ob er oder sie vielleicht schon als Baby von der Mutter heimlich abgelehnt worden sei; ob (zu) frühe und darum traumatisierende Trennungserfahrungen vorliegen; ob schwere Geschwisterrivalitäten bestanden haben oder ob er oder sie im Kindergarten und später in der Schule gehänselt oder gar «gemobbt» worden sei usw.

Um das persistierende Gefühl, nicht dazuzugehören, zu verstehen, kann man aber auch anders vorgehen. Man verweilt dafür zuerst einmal beim Gefühl selber und fragt, ob es sich dabei wirklich nur um einen Mangel, um ein psychisches Defizit handelt oder ob in diesem Gefühl auch eine Wahrheit liegt, die allerdings als so bedrohlich erfahren wird, dass sie die meiste Zeit über von den meisten Menschen verdrängt wird.

Ich stütze mich für diese andere Deutung des Gefühls, nicht dazuzugehören, auf das existenzphilosophische Konzept der Angst. Kierkegaard hat das Phänomen der Angst erstmals beschrieben und betont, dass es keinesfalls mit der Furcht verwechselt werden dürfe, welche die Psychologie eigentlich meine, wenn sie von Angst spreche. Die Angst ist nämlich nach Kierkegaard im Unterschied zur Furcht eine *philosophische* Erfahrung, die dem Menschen nichts anderes sagt, als dass er ein «Einzelner» und also für alle Mitmenschen und auch für sich

selber ein «anderer» ist und bleibt. Das hat nichts zu tun mit sozialer Isolation oder seelischer Einsamkeit, sondern allein mit dem anthropologischen Faktum, dass jeder sein Leben als sein eigenes zu leben hat. Dieses Faktum macht eben darum Angst, weil es durch keine noch so enge Zugehörigkeit zu einer Gruppe überwunden werden kann, sondern undegierbar jedem Individuum als Einzelem überantwortet bleibt. Geht man mit Kierkegaard davon aus, dass wir Menschen meistens auf der Flucht vor der Angst sind, dann liegt es nahe, das Gefühl, dazuzugehören, als eine gelingende Flucht vor der Angst zu verstehen, vermittelt doch dieses Gefühl die beruhigende Gewissheit, man sei grundsätzlich Teil eines grösseren Ganzen und darin aufgehoben. So verstanden erweist sich das Gefühl, dazuzugehören, als trügerisch, und eben dieser Trug ist im Gefühl, *nicht* dazuzugehören, als Trug entlarvt.

Bekräftigung der Flucht vor der Angst

Weil die Angst zum Menschen gehört und darum nur verleugnet, aber nicht besiegt werden kann, ist das Gefühl des Zugehörigseins trotz seines basalen Charakters von innen her bedroht. Mag auch für die meisten Menschen gelten, dass dieses Gefühl als ein Hintergrundgefühl immer da ist, so hält es sich doch nicht von selbst durch, sondern muss von Zeit zu Zeit neu bekräftigt werden, um es gegen einen möglichen Einbruch der Angst zu immunisieren. Dafür gibt es in jeder Gruppe Rituale. Ebenso primitiv wie erfolgreich ist dabei die Einigung auf einen gemeinsamen äusseren oder auch inneren «Feind», auf den man nun die zwischen allen Mitgliedern

bestehende Andersheit projizieren kann.

Auch das heute viel diskutierte «Mobbing» eines Gruppenmitglieds hat diese Funktion, weshalb man sich nicht wundern muss, dass es so häufig vorkommt und die meisten so willig mitmachen. Die jeweilige Auswahl des Mobbingopfers erfolgt zweifellos aus den verschiedensten Motiven, aber man kann vermuten, dass sich unter den dafür «Auserwählten» mehrheitlich Menschen finden, die sich aus inneren Gründen nicht zugehörig fühlen können oder wollen und eben darum von den anderen der Gruppe quasi instinktiv als eine Gefahr wahrgenommen werden.

Kommen wir zum Schluss zum Gefühl, nicht dazuzugehören, zurück. Aus existenzphilosophischer Sicht manifestiert sich darin nicht nur ein Unvermögen, sich zugehörig fühlen zu können. Wenn in diesem Gefühl eine zu meist abgewehrte Wahrheit zum Ausdruck kommt, dann haben wir es mit Menschen zu tun, die im Unterschied zum sogenannten «gesunden Durchschnitt» besonders sensibilisiert sind für diese Wahrheit. Diese besondere Sensibilität oder Hellhörigkeit ist insofern eine Last, als sie nicht zur besseren Lebensbewältigung taugt. Denn wer offen ist für die Erfahrung, dass das Leben – mit einem Ausdruck Heideggers – undegierbar «je meines» ist, hat ein zwiespältiges Verhältnis zum Gefühl der Zugehörigkeit und ist hin und her gerissen zwischen der Sehnsucht, das schmerzliche Gefühl, nicht dazuzugehören, loszuwerden, und der mehr gefühlten als explizit gewussten Erkenntnis, dass das Gefühl, dazuzugehören, täuscht.

Alice Holzhey-Kunz

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGBEIT

Bosse, H. / W. Knauss: **Der fremde Mann**

Jugend, Männlichkeit, Macht. Eine Ethnoanalyse

2010. 340 S., kart., ca. CHF 44.90 (Psychosozial-Verlag) 978-3-89806-670-9

Die Studie von Hans Bosse über Männlichkeit und Adoleszenz ist das Dokument einer tiefgehenden Verständigung und Auseinandersetzung zweier weiser Forscher mit einer Gruppe junger Frauen und Männer in Papua-Neuguinea.

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Body Integrity Identity Disorder

Wenn die Unversehrtheit des eigenen Körpers abgelehnt wird

Es gibt Störungsbilder, die im ICD-10 aufgrund der noch zu geringen Anzahl wissenschaftlicher Untersuchungen nicht aufgeführt sind, selbst unter langjährig praktizierenden PsychotherapeutInnen unbekannt sind und spezielle ethisch-moralische Diskussionen auslösen. Eines dieser Störungsbilder ist die «Body Integrity Identity Disorder».

Symptomatik

Die Betroffenen leiden unter einem unausweichlichen Wunsch, ja sogar «need» nach einer Körperbehinderung. Oftmals ist dieser Wunsch mit dem Begehren nach einer Amputation eines gesunden Körperteils – meist Bein oder Arm – verbunden.

Dabei handelt es sich um eine frühe Prägung, die, wie Untersuchungen aufzeigten, in der Regel im Vorschulalter durch den Anblick eines Amputierten ihren Lauf nimmt. Dadurch wird die Bewunderung eines versehrten, behinderten Körpers ausgelöst, welche sich auf das eigene Körperschema überträgt und ab dann stark verankert ist. Die Betroffenen leben fortan in der Überzeugung, mit einer Behinderung würden sie den eigenen Körper als «kompletter» wahrnehmen. Das heisst, erst nach erfolgter Amputation würde der Körper dem eigenen Körperselbstbild entsprechen. Die Betroffenen bezeichnen sich selbst als «Wannabe» (want-to-be). Aufgrund des hohen Leidensdruckes und durch Zuhilfenahme von zum Beispiel Rollstuhl oder Krücken erzeugen sie im Alltag, aber versteckt vom persönlichen Umfeld das Gefühl der erwünschten Beeinträchtigung («pretending» genannt).

Erste Beschreibungen dieses Störungsbildes sind 1977 erschienen. Da war die Rede von «Apotemnophilia». Mit Apotemnophilia wird eine sexuelle Motivation beschrieben. Die Betroffenen werden beim Gedanken an eine Amputation sexuell erregt. Der Psychiatrie-Professor Michael First hat später in einer seiner Publikationen die Bezeichnung «Body Integrity Identity Disorder» (BIID) erstmals geprägt und das Syndrom als eine Identitätsstörung beschrieben. Zudem konnte er in



Daniela Bortolani-Borgese, dipl. Psych. FH, und **Barbara Schmugge**, Dr. phil., verantworten die Lehre im Fachbereich Klinische Psychologie



in den grundständigen Studiengängen Bachelor (BSc) und Master (MSc) im Departement Psychologie der ZHAW.

einer Studie an 52 Betroffenen nachweisen, dass in 87 Prozent der Fälle eine sexuelle Motivation zugrunde liegt und dass bei fast einem Drittel der Probanden eine weitere Paraphilie (Transsexualität, Fetischismus, Masochismus, Pädophilie) vorliegt. Der Fokus auf den sexuellen Drang reicht alleine jedoch nicht aus, um diese Störung zu erklären.

Weitere Forscher wie Kasten, Brugger, Stirn, Thiel und einige andere mehr aus den Fachgebieten Psychologie, Neuropsychologie und Psychiatrie haben sich mit diesem Thema befasst. Intuitiv könnte vielleicht angenommen werden, dass die Betroffenen unter psychotischen Symptomen oder einer körperdysmorphen Störung leiden. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Die Betroffenen finden auch das Körperteil, welches sie amputiert wünschen, nicht abstoßend oder hässlich.

Es gibt Studien, in denen mittels bildgebender Verfahren aufgezeigt werden konnte, dass Beeinträchtigungen in Hirnarealen gefunden wurden, welche hauptsächlich für die Körperrepräsentation zuständig sind. Dass aber auch dies nicht die alleinige Erklärung für das Phänomen BIID sein kann, sondern dass auch individuelle psychodynamische Prozesse eine wesentliche Rolle spielen, wird unter anderem in einer Einzelfallstudie von Kas-

ten und Stirn (2009) vermutet, in der beschrieben wird, wie der Amputationswunsch eines Betroffenen vom linken zum rechten Bein wechselte – und zwar aus Vernunftgründen, weil zum Beispiel das Bein, welches ursprünglich erhalten bleiben sollte, eine chronische Krankheit aufwies.

Nach bisherigem Kenntnisstand leiden mehr Männer als Frauen unter BIID, und zudem gibt es unter den Betroffenen eine stärkere homosexuelle Ausprägung als in der Allgemeinbevölkerung.

Die diversen bisherigen Forschungsergebnisse scheinen demnach klar aufzuzeigen, dass ein multifaktorielles Erklärungsmodell von BIID zutreffen muss. Es wird eine Kombination von psychologischen, entwicklungsbezogenen und neurobiologischen Aspekten vermutet, die dieses Phänomen gemeinsam zu prägen scheinen. Das Störungsbild BIID bleibt dennoch wenig erforscht, und die Studien beruhen meist auf einer relativ kleinen Anzahl Probanden; oft sind es auch Einzelfallstudien. Noch zu uneindeutig sind die Resultate, als dass die Ätiologie von BIID abschliessend beschrieben und diese Störung in ICD und DSM aufgenommen werden könnte.

Zusammenfassend lassen sich (bis anhin) folgende Gemeinsamkeiten respektive Unterschiede bei Betroffenen mit einer BIID-Störung festhalten:

Body Integrity Identity Disorder

Gemeinsame Merkmale

von BIID-Betroffenen (nach Stirn, Thiel, Oddo, 2010)

- Frühe Prägung: Beginn in der Kindheit
- Persönlichkeitsstruktur: autonom, ehrgeizig, zielstrebig, kämpferisch, selbstbewusst, extravertiert, offen, kritisch, narzisstisch, differenziert, strukturiert, gewissenhaft
- Führen langjährige Partnerschaften
- Streben nach Herausforderung
- Hohes intellektuelles Niveau
- BIID als sich aufdrängender, alltäglicher Gedanke
- Omnipräsente Vorstellung als Amputierter bei verschiedenen Tätigkeiten, wie z.B. Autofahren, Vortrag halten
- Begeisterung für und Beneiden von anderen Amputierten
- Stärke des Wunsches steigt mit zunehmenden Alter
- Schamempfinden aufgrund des Wunsches

Unterschiedliche Merkmale

von BIID Betroffenen (nach Stirn, Thiel, Oddo, 2010)

- Sexuelle Identität: homo-/heterosexuell
- Pretenden
- Sexuelles Arousal durch die Vorstellung, selbst amputiert zu sein
- Sexuelles Arousal durch andere Amputierte
- Offenheit gegenüber Forschung
- Offenheit gegenüber Psychotherapie
- Offenheit bezüglich BIID im sozialen Umfeld
- Ausprägungsgrad einer narzisstischen Persönlichkeitsstruktur
- Komorbide depressive Stimmung
- Stadium der Dringlichkeit der Amputation
- Sinnesempfindungen in den Beinen
- Beinwechsel des Amputationswunsches
- Seite und Höhe des amputierten Gliedes

Therapie

Grundsätzlich ist festzustellen, dass die Betroffenen sehr selten Hilfe aufsuchen. Es sind immer noch sehr wenige Menschen mit BIID, die sich an Fachleute wenden, sei es an PsychotherapeutInnen oder MedizinerInnen. Auch sind es nur wenige Betroffene, welche die Bereitschaft aufweisen, an einer klinischen Studie teilzunehmen. Die Betroffenen kennen die gängige medizin-ethische Sicht, die es – zumindest momentan – nicht zulässt, dass ein gesunder Körperteil amputiert wird. Sie sind sich der ethischen und moralischen Diskussionen rund um dieses Störungsbild bewusst.

Dies, aber auch die Tatsache, dass das Störungsbild noch nicht vollständig geklärt ist und den Betroffenen momentan noch keine wirksame Therapie – sei es aus psychotherapeutischer, medizinischer oder pharmakologischer Sicht – angeboten werden kann, könnte der Grund dafür sein, dass die Betroffenen relativ selten Hilfe aufsuchen. Die psychotherapeutische Arbeit mit einzelnen BIID-Betroffenen hat zu verschiedenen Erklärungsmodellen und therapeutischen Ansätzen (psychodynamischen und kognitiv-verhaltenstherapeutischen) geführt. Wie erwähnt konnte auch die Psychotherapie BIID bis anhin nicht heilen, aber immerhin zur Symptomreduktion führen. Von den Betroffenen,

die sich wegen der BIID auf eine Psychotherapie eingelassen haben, wird diese in der Literatur (meist) als hilfreich und unterstützend beschrieben.

Ethische und moralische Aspekte

Ein Betroffener schrieb die diskussionswürdigen Sätze: «Jeder muss für sich selbst wissen, was für ihn am besten ist, wie es in anderen Lebensbereichen ja auch selbstverständlich ist und sonst akzeptiert wird. Im Übrigen, um das Recht auf Selbstbestimmung sowie den freien Willen geltend zu machen, ist es mein Leben und mein Körper, und über diesen bestimme letztlich nur ich.»

Medizinethiker Tim Bayne (Universität Oxford, England) und Neil Ley (University of Melbourne, Australien) sind der Meinung, dass eine Amputation aus medizin-ethischer Perspektive erlaubt sein sollte, wenn ein langjähriger Amputationswunsch besteht, der/die PatientIn nicht psychotisch ist und zudem die Risiken und Konsequenzen klar bewusst sind. Damit, so die Meinung der Autoren, könnte Selbstverletzungen oder der Selbsttötung vorgebeugt werden, und die Amputation hätte somit auch eine präventive Wirkung.

Eine weitere Perspektive ist die sozio-ökonomische. Hier stellt sich etwa die Frage: Muss die Gesellschaft für die aus einer Amputation entstandenen Folgekosten (Arzt- und Rehabilitati-

onskosten sowie eventuell Lohnausfallkosten) aufkommen? Die momentan gültige Rechtslage erlaubt eine selbst gewählte Amputation nicht. Eine Amputation ist ausschliesslich für die Behandlung einer schweren Krankheit erlaubt, aber nicht aus psychischen, ästhetischen, erotischen oder finanziellen Aspekten.

Wie aber kann den Betroffenen nachhaltig geholfen werden?

Momentan steht fest, dass diejenigen BIID-Betroffenen, die sich einer Amputation unterzogen haben, heute sehr zufrieden leben und der BIID-bezogene Leidensdruck nicht mehr besteht. Doch dies als einzige Begründung für die Rechtfertigung einer Amputation gelten zu lassen, greift wohl zu kurz. Sind vielleicht nur die Fälle bekannt, bei denen eine Amputation ein Erfolg war, und andere bleiben möglicherweise unentdeckt? Die bekannten Amputationen bei BIID sind alle einige Jahre her, und der langfristige Effekt dieser Massnahme müsste mittels einer Langzeitstudie untersucht werden.

Momentan bleiben in Bezug auf BIID aus den verschiedensten Perspektiven sehr viele Fragen unbeantwortet, und die Hoffnung besteht, dass ein grösserer Kreis von Betroffenen erreicht werden kann und sich auf die Forschung einlässt, damit langfristig wirksame Interventionen gefunden werden können.

Eine Tatsache bleibt jedoch unbestritten bestehen: Die Betroffenen leben mit einem sehr grossen Leidensdruck. Der Wunsch bleibt, dass für sie alle bald eine optimale Lösung gefunden werden kann, die zu einer Verbesserung der Lebensqualität führen wird.

Daniela Bortolani-Borgese,
Barbara Schmutz

Literatur

Stirn, A., Thiel, A., & Oddo, S. (2009): *Body Integrity Identity Disorder: Psychological, Neurobiological, Ethical and Legal Aspects*. Lengerich: Pabst Science Publishers.

Stirn, A., Thiel, A., & Oddo, S. (2010): *Body Integrity Identity Disorder (BIID)*. Weinheim, Basel: Beltz Verlag. Literaturliste ist bei den Autorinnen erhältlich.

Verfremdung in der Kunst



Alf Hofstetter und Max Markus Frei sind ALMA. Die Präsentation der Arbeit dieses Künstlerduos sprengt den formalen Raster des **punktum.**, die Form wird verfremdet. Durch die Sprengung des Rasters wird dieser kommentiert, denn so wird der Blick frei auf die Struktur des Gewohnten, und dieses kann neu gelesen werden. Almas Kunst ist ein Verfahren: Zum ursprünglichen Konzept ihrer Zusammenarbeit gehört, dass der eine der beiden eine Idee auf einem postkartengrossen Bildträger festhält, diese Idee dem anderen in einem C6-Kuvert zusendet und dieser eine Antwort dazu verfasst. Die Idee des einen wird durch den anderen durch seine Antwort kommentiert, und dadurch bekommt sie eine etwas andere Bedeu-

tung. Die eine Idee wird verfremdet, indem eine andere Idee diese eine Idee überlagert, transzendiert, transformiert.

«Ein Kunstwerk ist gleichzeitig die Spur von dem, was es sein wollte, und von dem, was es tatsächlich ist, auch wenn die beiden Werte nicht zusammenfallen.» So Umberto Eco in seiner Untersuchung zum sogenannten «offenen Kunstwerk». Dazu gehört auch die Bereitschaft der Betrachtenden (der Lesenden), sich zu dem Gesehenen Gedanken zu machen. Die Künstler schaffen ihre Arbeit im Hinblick auf einen Rezeptionsakt. Erst durch diesen Akt erlangt die Arbeit beim Betrachtenden eine Bedeutung. Diese Bedeutung ist nicht eindeutig, das Werk beinhaltet eine gewisse Ambiguität, wel-

che aber nicht willkürlich ist, sondern in der Arbeit angelegt ist. Und es wird immer auch ein Empfinden vermittelt: als Sehen, nicht als Wiedererkennen. Die Kunst ist ein Mittel, um einen Wahrnehmungsprozess auszulösen, sie besitzt so als Mittel der Wahrnehmung einen eigenen Wert.

Wir können das Ganze aber auch so betrachten, wie Umberto Eco das an anderer Stelle erwähnt: «Das informelle Bild ist ein reiner Appell zum Sichfreuen an den Beziehungen zwischen materiellen Ereignissen.» Für mich jedenfalls ist es so, dass die Freude an den dargestellten materiellen Ereignissen mich zum Denken anregt – was mir eben auch wieder Freude bereitet.

Karl Aeschlimann



lichtung

manche meinen
lechts und links
kann man nicht verwechseln
werch ein illtum
Ernst Jandl

ALMA: Alf Hofstetter und Max Markus Frei treten in ihrer gemeinsamen künstlerischen Arbeit unter dem Namen ALMA auf. Ihr Schwerpunkt der Auseinandersetzung sind die konzeptuelle Malerei und das Duale im Arbeitsprozess. Ihre Malerei findet mindestens in je zwei Bildtafeln im Format DIN A6 (10,5 auf 14,8 cm) ihren Ausdruck. Die beiden arbeiten aber auch immer wieder mit Performances, Objekten und Installationen oder Musik sowie mit Einsatz verschiedener digitalen Medien. Von 1987 bis 1997 entwickelten sie ihre reichhaltige Zusammenarbeit, was sich in einer Vielzahl von Ausstellungen und Aktionen manifestierte.

Nach dem vorläufigen Ende dieser gemeinsamen Arbeit legten sie ihren Fokus während zehn Jahren vor allem auf die Arbeit mit digitalen Medien und die Kunstvermittlung in der Erwachsenenbildung. Seit 2007 arbeiten sie wieder gemeinsam mit den bewährten Methoden als bildende Künstler zusammen und realisieren Projekte und Ausstellungen.

Gegenwärtige Ausstellung:
«ALMA2 – Frisch geladen», noch
bis zum 7. Oktober 2012,
Kunst(Zeug)Haus, Schönboden-
strasse 1, Rapperswil-Jona

Spiritualität im Management

Freundschaft schliessen mit dem verunsichernden Fremden

Heute können wir die Herausforderungen von Organisationen mit klassischen Führungsgrundsätzen immer weniger gut lösen. Komplementäre Ansätze könnten einen Ausweg darstellen, um blosser Rationalität, Funktionalität, Effizienz und Effektivität zu überwinden und die Managementpalette zu bereichern.

Es mehren sich die Erkenntnisse (Stichwörter: CO₂-Kompensation, Energie-wende, Nachhaltigkeit usw.), dass die sogenannten industrialisierten Länder (mehrheitlich des Westens) zu viele Ressourcen verbrauchen. Wenn wir von «verbrauchen» sprechen, meinen wir einen entropischen Prozess, welcher die spezifischen *Relationen* zum Beispiel eines Rohstoffs irreversibel transformiert und das in diesen Relationen enthaltene Potenzial zerstört. Wir verbrauchen heute aber nicht nur zu viele Ressourcen mit Blick auf Rohstoffe (wie etwa Erdöl oder Metalle), Wasser, Holz usw. oder etwa in der Produktion von Nahrungsmitteln, sondern auch in Bezug auf die psychologische und soziale Leistungsfähigkeit des Menschen.

Der belgische Finanzwissenschaftler Bernard Lietaer hat im Film «Der Schein trügt» (<http://derscheintruet.com/>) einen interessanten Zusammenhang vorgestellt, den man sich als umgekehrtes U denken darf: Auf der Ordinate (Y-Achse) wird die Produktivität eines Systems aufgetragen, auf der Abszisse (X-Achse) eine Polarität zwischen Effizienz und Resilienz. Lietaer zeigt dann, dass die beste Performance eines Systems im mittleren Bereich zwischen Effizienz und Resilienz zu finden ist. Das heisst: Ein vollkommen effizientes System kann sich nicht regenerieren, ist sehr störanfällig und brennt irgendwann aus. Ein vollkommen resilientes System hat andererseits keine Effizienz. «Gesunde» Systeme müssen also eine Balance (oder ein Fließgewicht) finden zwischen Effizienz einerseits und Resilienz andererseits. Dabei können sie in einem gewissen Rahmen durchaus zwischen den Polen pendeln; Phasen der hohen Leistung werden dann durch Phasen der Erholung abgelöst. Die Folgen der dauerhaften Über-

effizienz sind heute als Burnout-Syndrom weit herum bekannt, wenn auch noch lange nicht ausreichend verstanden und in die psychologisch-medizinische Diagnostik beziehungsweise Behandlung integriert.

Die mehrheitlich aus dem westlichen Kulturraum stammenden Konzepte von Führung und Management sind zwar für die Seite der Effizienz geeignet, solange sich diese rein technisch oder sozio-technisch herstellen lässt, sie haben so gut wie nichts zur Resilienz zu sagen. Es ist durchaus ein altes ökonomisches Prinzip, die zur Verfügung stehenden (und in der ökonomischen Lehre stets knappen) Ressourcen möglichst nachhaltig zu bewirtschaften – das wusste übrigens auch der vielgescholtene Frederick Taylor sehr gut –, doch in der arbeitsweltlichen Praxis treffen wir heute auf ganz andere Verhältnisse.

Organisationen als Wertegemeinschaften

Diese Verhältnisse besorgen nicht nur Arbeits- und OrganisationspsychologInnen immer mehr, das Unbehagen wird auch in den Organisationen selbst deutlicher und drückt sich in einer zunehmenden Suche nach neuen oder doch alternativen Ansätzen zur Steuerung von sozialen Systemen (insbesondere von Organisationen) aus.

Albert Einstein wird der Satz zugeschrieben: «Probleme kann man niemals mit derselben Denkweise lösen, durch die sie entstanden sind.» Wenn dieser Satz zutrifft, bedeutet das, wir können die Herausforderungen von Organisationen heute mit klassischen Ansätzen von Führung und Management immer weniger gut bearbeiten und lösen. Wir müssen uns auf die Suche nach neuen Möglichkeiten machen, und wenn diese nicht einfach vom Himmel fallen, lohnt sich der Blick auf anderes Terrain, also in die Fremde. Dieser Blick ist – zugegeben – irritierend und inspirierend zugleich. Er versorgt uns aber mit der notwendigen Unsicherheit, die Voraussetzung für produktive Lernprozesse ist. Dazu folge ich im Moment einigen, wie ich meine, vielversprechenden Spuren:



Michael Zirkler, Prof. Dr., ist als Fachverantwortlicher für Arbeits- und Organisationspsychologie im Studium am Departement Angewandte Psychologie (ZHAW) tätig. Weitere Informationen unter: <http://www.psychologie.zhaw.ch/psychologie/studium/ausbildungsziele/arbeits-und-organisationspsychologie.html>.

Die erste Spur ist eigene Forschung zum Thema «werteorientierte Führung» – nicht zu verwechseln mit «value based management» – bei der wir begonnen haben zu untersuchen und zu verstehen, wie eine Führung funktioniert, die auf vieles verzichtet, was üblicherweise inszeniert wird, allem voran: command and control.

Diese Arbeit verweist uns auf die grosse Bedeutung von kulturellen Aspekten der Organisation im Sinne eines Aufbaus und einer Pflege von Wertegemeinschaften. Wir werden darüber zu einem späteren Zeitpunkt ausführlicher im **punktum** berichten.

Diese Arbeit ist in der Forschung wie in der Praxis mit technischen Mitteln alleine definitiv nicht zu machen. Vielmehr benötigen wir dafür andere Verstehens-, Begreifens- und Bearbeitungsformen, die wir zum Teil erst (er)finden oder doch zumindest erproben und elaborieren müssen. Dazu veranstalten wir im September 2012 eine Tagung in Hamburg unter dem

Titel «Wissenschaft anders denken», deren Ergebnisse anschliessend öffentlich zur Verfügung gestellt werden sollen.

Komplementäre Ansätze erscheinen oft fremdartig

Eine weitere Spur führt mich zu den Erkenntnissen erfahrener PraxiskollegenInnen, wie etwa meinem Basler Beratungskollegen Reto Zbinden und seinem Buch «Führen aus eigener Kraft» (erscheint im Herbst 2012 im Gabler Verlag). Dort wird auf anschauliche Weise dargestellt, wie die persönliche Entwicklung von Führungskräften im engen Zusammenhang mit ihren Möglichkeiten steht, Systeme verschiedener Grössenordnungen und Komplexitäten zu führen. Zbinden thematisiert dabei mutig eine Tabuzone in der Organisations- und Managementwelt, nämlich die spirituellen Aspekte menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns in der Arbeitswelt.

Damit ist die dritte Spur bereits gelegt, die nach Osten führt. Viele Menschen (darunter auch zahlreiche Führungskräfte) haben sich in unserem Kulturkreis schon seit langem für die Philosophien und Techniken des Ostens (Indien, China) interessiert. Der Philosoph Peter Sloterdijk bezeichnet solche Verfahren am Menschen in seinem Buch «Du musst dein Leben ändern» als «Anthropotechniken».

Für viele Leute sind komplementäre Ansätze in der Medizin von zentraler Bedeutung. Bislang nutzen sie diese zwar durchaus als Privatpersonen, jedoch nicht in ihrer organisationalen Rolle, es sei denn natürlich, sie sind Anbieter entsprechender Dienstleistungen. Die Angst vor dem Komplementären (= Ergänzung oder Vervollständigungsmittel) liegt nicht nur in seinen häufig fremden Konzepten und Methoden begründet, sondern vor allem in der Ungewissheit über seine soziale Legitimation. Für manche hingegen liegt genau dort sein Reiz.

In der Welt der Organisationen, des Managements, der Führung haben diese Ansätze noch keine ausreichende Resonanz gefunden. Man könnte nun sehr lange darüber spekulieren, warum das so ist. Viel wichtiger scheint es mir zu begreifen, dass es an der Zeit ist, sich mit solchen zunächst sehr fremden Ideen ausreichend zu beschäftigen und die Frage zu stellen, was wir davon in unseren kulturellen, funktionalen und legitimatorischen Zusammenhang in welcher Weise übernehmen können – oder anders gesagt: wie wir diese Dinge übersetzen müssen. Selbstverständlich werden dabei die herrschenden Verhältnisse und die soziale Ordnung zumindest in Frage gestellt: Kann man und darf man sich in einer Welt, die sich üblicherweise über Rationalität,

Spiritualität im Management

Funktionalität, Effizienz und Effektivität versteht, mit solchen Dingen ernsthaft beschäftigen? Ich denke, die Zeit ist reif dafür, dass wir es nicht nur tun dürfen, sondern dringend auch tun müssen.

Die ISOL Foundation

So ist beispielsweise die Bedeutung der «Haltung» von Führungskräften in sozialwissenschaftlich orientierten Beratungskontexten längst erkannt. Der Begriff entzieht sich jedoch weitestgehend den Zugriffsmöglichkeiten der klassischen Wissenschaft und ist damit für wissenschaftsorientierte Ausbildungen, mit denen man zurzeit sehr hohes kulturelles und symbolisches Kapital erwirtschaften kann, sehr schwer zugänglich zu machen. Umso verdienstvoller scheint es mir, dass sich eine Gruppe von Personen um die Managementprofessorin Dr. Sunita Singh-Sengupta (Universität Delhi) aufgemacht hat, die Konzepte, Hintergründe und praktischen Möglichkeiten uns zunächst fremder Ansätze für die Herausforderungen heutiger Organisationen auszuloten. Und wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass dies ausgerechnet in Indien leichter zu gehen scheint als bei uns.

Ihre ISOL Foundation

(<http://www.isolindia.org/> und <http://isolresearchfoundation.org/>) hat sich das hohe Ziel gesteckt, die notwendigen Veränderungen menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns zu initiieren, damit am Ende gilt: «Welfare and good of all human creatures.»

Die nächste Möglichkeit, die Arbeit von vielen verschiedenen Menschen kennenzulernen, welche sich mit ganz anderen Seiten von Arbeit, Wirtschaft oder Organisation intensiv beschäftigen und gleichzeitig die Inspiration der uns fremden Kultur Indiens zu entdecken, ist die 4. internationale Konferenz «Integrating Spirituality and Organizational Leadership», welche von 10. bis 12. Januar 2013 in Bhubaneswar stattfinden wird. Weitere Informationen und Anmeldung unter:

<http://isolindia.org/2013/scientific.html>.

Michael Zirkler

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGBEIT

Brühlmann, T.:

Begegnung mit dem Fremden

Zur Psychotherapie, Philosophie und Spiritualität menschlichen Wachstums
2012. 178 S., kart., ca. CHF 40.90 (Kohlhammer) 978-3-17-021858-1

Das Buch betrachtet die menschliche Entwicklung in der heutigen Zeit aus der Perspektive geisteswissenschaftlicher Grundlagen. Philosophische, soziologische, psychoanalytische und spirituelle Einsichten werden miteinander verknüpft.

Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an: 0848 482 482 (Normaltarif) oder schreiben Sie uns eine E-Mail: contact@huberlang.com

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Strange Story

Ich werde froh sein um die Krebse

1

Ich würde sagen, dass die Zukunft bereits besteht, dass sie in unseren Köpfen gäbe, schon immer.

Ich würde sagen, dass die Zukunft nur so weit reichen kann, wie wir sie uns vorstellen können.

Es gibt Dinge, würde ich sagen, die es schon gab, die es immer weiter geben wird.

Ich würde sagen, dass das Gras stetig wächst, dass keiner da ist, der es mäht, dass ich auf den Moment warte, an dem es ausgewachsen ist, an dem es stehen bleibt, im Wachsen.

Und ich würde dann über klumpige Felder laufen, stehen bleiben auf Feldwegen und über die Spitzen der Grashalme schauen, und ich würde den Himmel sehen, der mich an einen anderen Himmel erinnern würde, den ich in der Zukunft sah.

Und dann würde ich mich an den vergangenen Himmel erinnern, der weiss war und auf dem Flugzeuge noch weissere Streifen hinterliessen. Auch Vögel zogen Kreise.

2

Ich schüttle die Glaskugel. In der Glaskugel ist ein Tännchen, und nun fällt Schnee aufs Tännchen und auf den Boden. Der Schnee bleibt liegen, und jetzt schneit es nicht mehr. Ich schüttle erneut. Und der Schnee fällt wieder, bleibt liegen erneut; ich schüttle noch weiter.

In der Glaskugel möchte ich nebst dem Schnee und nebst dem Tännchen noch weiteres sehen; weiter sehen, was nicht zu sehen ist, denn da ist nur ein Tännchen und Schnee, der fällt. Ich frage Sie: Was sehen Sie? Ein Tännchen und Schnee.

3

Ich sass auf einem Boot. Du auch. Du hattest die Ruder in der Hand. Davor hatte ich die Ruder in der Hand. Nun du. Du sagtest: Jetzt. Und ich dachte in diesem Moment, dass es schön ist mit dir auf einem Boot und du mit den Rudern in der Hand.

Und dann dachte ich in dem Moment, wo ich dachte, dass das schön ist jetzt, dass der Moment bereits vorbei ist: jetzt und bereits wieder vorbei. Und eine grosse Trauerblase füllte meinen Brustkorb, weil ich den Moment nicht halten konnte.

Du sagtest: *Jetzt du*, und ich nahm die Ruder in die Hand.

4

Ich fahre mir mit den Fingern über mein Gesicht. Ich bleibe an meiner Nase hängen, an den Nasenflügeln, an den Lippen, am Kinn. Ich lege meine Finger über meine Augenlider. Ich kneife die Augen zusammen und fühle die grossen Falten beidseits meiner Augen. Ich fühle den leicht abstehenden Leberfleck auf meiner Schläfe. Ich meine, dass er grösser geworden ist. Seit wann?, frage ich mich, wie gross noch?

5

Früher kam ich auf meinem Schulweg stets am selben Strauch vorbei. Jeden Morgen blieb ich vor ihm stehen und pflückte eine Handvoll kleiner roter Beeren. Ich warf die erste Beere und durfte nur bis zu der Stelle laufen, an der die Beere liegen geblieben war. Ich warf die zweite Beere, und auch jetzt durfte ich nur so weit laufen, wie mein Beerenwurf es mir erlaubte. Die dritte Beere, die vierte, die fünfte ...

6

Und eine unheimliche Angst packt mich, lässt mein Herz an Ränder schlagen, ob der Tisch morgen noch an seinem Platz stehen wird, auf seinen vier Beinen, ob der Stuhl daneben sein wird, ob der Sessel noch am Fenster stehen wird, ob das Fenster noch dieselbe Aussicht zeigen wird, ob die Bäume vor dem Fenster sich immer noch im Wind bewegen, ob hinter den Bäumen die Berge noch zu sehen sind, ob die Spitzen der Berge noch in den Wolken liegen, ob Wolken noch ziehen, ob ich den Himmel noch auf dieselbe Art und Weise betrachten kann



Gianna Molinari ist 1988 in Basel geboren. Sie studierte Literarisches Schreiben am Schweizerischen Literaturinstitut Biel. Sie ist Mitbegründerin von Titan, einer Literaturplattform im Netz. Veröffentlichungen unter anderem im «Du Magazin» und in der «SIC – Zeitschrift für Literatur». Gewinnerin des MDR-Literaturpreises 2012. Gianna Molinari lebt und arbeitet in Zürich und Biel, manchmal treibt sie sich auch in den Wäldern des Elsass herum.

wie heute, ob ich die Dinge um mich morgen noch beschreiben kann, ob man mich morgen noch versteht, ob es mich morgen noch gibt.

Oder anders:

Wenn es die Zukunft nicht gäbe, wenn da nichts kommen wird, wenn es diesen unbekannten Raum nicht gäbe, wenn das wegfallen würde, das Denken nach vorne, die Ungewissheit. Wenn es nur jetzt, nur damals, kein Morgen gäbe; keine Vorfreude auf den Geburtstag, kein Bewusstsein des Alterns, aber auch keine Angst vor dem Tod.

Und:

Zurück blieben die Abdrücke der Schuhsohlen im klumpigen Feld. Zurück blieben die weissen Streifen am Himmel. Die Erinnerung daran: An das Schreien von Vögeln.

Strange Story

7

«If they were able to conceive or dream another time, perhaps they would be able to live in it» (Chris Marker).

8

Ich denke,
dass es nicht möglich war, sich vorzustellen, auf der Erde des Mondes zu gehen,
dass es nicht möglich war, sich vorzustellen, dass die Erde eine Kugel ist, oder dass man ein Abbild des Körperinnern zu Gesicht bekommt; die Knochen, die Organe, Risse in der Lunge.

9

Vielleicht werden die Esswaren irgendwann ausgehen. Vielleicht wird das frische Wasser bald im Wald zu holen sein. Vielleicht wird bald kein Mensch mehr zu sehen sein. Vielleicht wird es irgendwann auch ganz anders kommen.

Vielleicht werde ich barfuss mit hochgekrempelten Hosen im kalten Wasser stehen und nach Fischen Ausschau halten und mich fragen, ob es denn noch Fische gibt. Ich werde Steine hochheben, und meine Finger werden klamm sein und steif vor Kälte. Unter den Steinen werde ich Krebse entdecken und froh sein um die Krebse, um

ein so altes Tier, ein so robustes Tier, das vor Jahrmillionen auf die Welt kam und das es immer noch gibt, das sich immer noch unter Steine drückt.

Und ich denke, dass mir irgendwann vielleicht auch nichts anderes mehr übrig bleibt, als unter Steinen zu liegen und zu warten, bis die Welt wieder eine Scheibe wird oder sich in eine andere Richtung dreht.

Gianna Molinari

Blick in die Zukunft

«Die Umwälzungen, die kommen, kann niemand wissen», sagte der deutsche Philosoph Martin Heidegger in einer Rede im Jahr 1955. Er forderte deshalb «Gelassenheit zu den Dingen» und «Offenheit für das Geheimnis» im Umgang mit dem Unbekannten, das den Menschen in seiner Welt durchdringt – auch und gerade mit der Fremdheit der Zukunft. 45 Jahre zuvor war ein deutschsprachiges Buch erschienen, das die Umwälzungen der folgenden 100 Jahre vorwegzunehmen versuchte und den utopischen Versuch wagte, den Zustand der Welt im Jahr 2010 zu beschreiben. Und just im Jahr 2010 wurde dieses Buch, «Die Welt in 100 Jahren», neu herausgegeben und umgehend als das Wissenschaftsbuch des Jahres bestimmt. 22 prominente Expertinnen und Experten des Jahrs 1910 zeichnen darin nach, wie sie sich das Leben im fernen 2010 vorstellen. Jeder einzelne der 22 Aufsätze greift hierbei ein Themenfeld wie «Die Religion in 100 Jahren», «Das soziale Leben in 100 Jahren» oder «Die Frau in 100 Jahren» auf und entwirft eine Skizze auf Basis des damals bestehenden Wissens und der Interpretations- und Extrapolationskraft des Autors. Der Reiz einer heutigen Lektüre des Buches besteht einerseits darin, dass die Zukunft von damals mittlerweile schon frische Vergangenheit geworden ist. Es lässt sich folglich überprüfen, wie gut die utopischen Skizzen den Gang der Zeit vorhersagen konnten. Volltreffer wie «das Taschentelephon» gesellten sich zu Fehlprognosen wie das «Zeitalter der Krankenlosigkeit» oder die «Verschmelzung der Geschlechter». Andererseits regt die Lektüre an, sich grundsätzliche Gedanken über die Kraft und den Sinn von Prognosen zu machen.

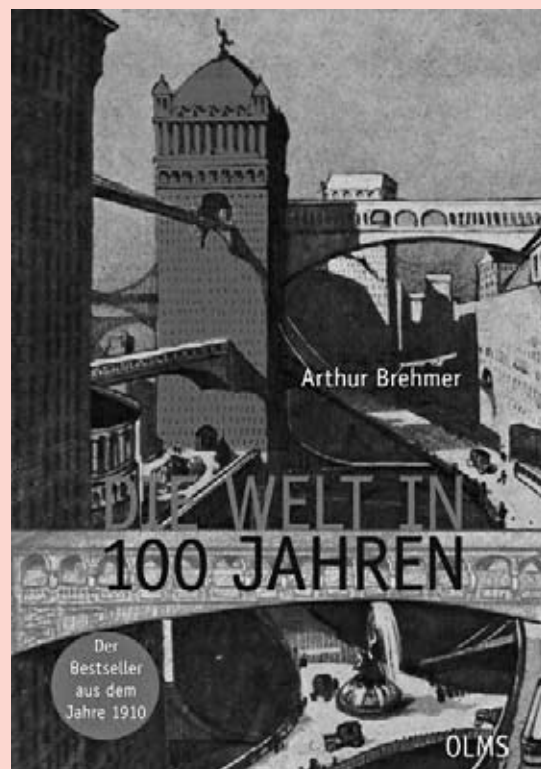
Wie viel Vertrauen in solche Prognosen ist möglich, wie viel Misstrauen ist nötig? Dies führt wieder direkt zurück zu Martin Heidegger. Die «Gelassenheit zu den Dingen» und die «Offenheit für das Geheimnis» würden uns nicht von

selber zufallen. «Sie sind nichts Zu-fälliges. Beide gedeihen nur aus einem unablässigen herzhaften Denken», so Heidegger. Und das Nachdenken über die Fremdheit der Zukunft gehört in dieser oder jener Weise dazu.

Claudio Moro

Arthur Brehmer: Die Welt in 100 Jahren

Georg Olms Verlag, 319 Seiten, ISBN 978-3-487-08304-9



Selina Luchsinger, Psychologin MSc

«Das Studium hat mir einen Denkrahmen gegeben»

Vor zwei Jahren schloss Selina Luchsinger ihr Masterstudium an der Hochschule für Angewandte Psychologie ab. Seither arbeitet sie als Psychologin im Frauenhaus Aargau-Solothurn mit den Kindern therapeutisch und mit den Müttern erziehungsberaterisch. Wenn sie auf das Studium in Angewandter Psychologie zurückschaut – was ist geblieben?

Mit zwei Freundinnen hatte ich für die Rede an unserer Masterfeier eine nicht allzu ernst gemeinte Liste der Dinge erstellt, in denen wir es nach fünf Jahren Studium zu echten Meisterinnen gebracht hatten. Auf dieser standen – neben unserem Expertenwissen über die diversen Tupperware-Sorten – Punkte wie: Profis geworden zu sein im Verfassen von Powerpoints, Arbeiten zu x-beliebigen Themen aus dem Ärmel zu schütteln sowie extrem viel Erfahrung in gruppenspezifischen Prozessen und Selbstreflexion mitzubringen.

Die Dinge auf jener Liste, die wir damals ja eher im Scherz aufstellten, haben mir in meinen ersten zwei Berufsjahren effektiv wertvolle Dienste geleistet. So hatte ich nach sechs Monaten bereits eine interne Weiterbildung zu gestalten, wobei mir die vielen Präsentationen, die wir an der ZHAW Dep. P zu verfassen hatten, sehr zu statuten kamen. Anfang dieses Jahres musste ich eine interne Evaluation des Kinderprojektes im Frauenhaus schreiben, deren Strukturierung und Umsetzung mir – all den Arbeiten im Studium sei Dank – keine sonderliche Mühe bereiteten. Die Erfahrung mit Gruppenprozessen kann ich in der Zusammenarbeit mit den höchst heterogenen Frauen- und Kindergruppen, die wir im Frauenhaus beherbergen, gut gebrauchen. Und Selbstreflexion, ja, die brauche ich eigentlich täglich – um mir nach einer Erziehungsberatung, nach einer Kindertherapiestunde darüber klar zu werden, wieso was funktionierte oder eben auch nicht.

Brauchbare Dinge

Nichtsdestotrotz: Hätten wir die Schulleitung des Studiums für Angewandte Psychologie gefragt, wie sie

eine solche Liste gerne bestückt sähen, so hätten sie diese wohl noch mit einigen andern Punkten ausgestattet. Auf der ZHAW-P-Homepage unter «Studium» findet man ein paar Sätze hierzu, die im Folgenden ein wenig genauer unter die Lupe genommen werden sollen. So steht da eingangs: «Wir bieten den Studierenden einen Rahmen, der es ihnen erlaubt, sich aktiv und kritisch mit sich und ihrer künftigen Berufsrolle auseinanderzusetzen.» Jawohl, den Punkt haben wir oben bereits unter «Selbstreflexion» abgehakt.

Des Weiteren steht da: «Die Studierenden eignen sich wissenschaftliche, praktische und soziale Kompetenz sowie ein reflektiertes Durchsetzungsvermögen an.» Nun, meine soziale Kompetenz ist täglich gefordert; in der Arbeit mit unserem interdisziplinären Team. Und ich glaube, dass sich diese während des Studiums tatsächlich erhöht hat. Auf die wissenschaftliche Kompetenz will ich ein wenig später zu sprechen kommen. Blicke also noch das mit der praktischen Kompetenz. Ich hatte vom ersten Tag des Berufseinstiegs an das Gefühl, ich hätte im Studium einen Werkzeugkasten mitbekommen; den kann ich öffnen; da hat es Dinge drin, die kann ich brauchen.

Darin steckt zum Beispiel eine Vorstellung von der Psychopathologie des Menschen – und damit meine ich gerade eben keine abstrakt-theoretische, sondern einen ganz konkreten. Den DozentInnen der ZHAW-P gelang es, uns mit Beispielen aus ihrer eigenen Praxis die depressive Störung, die Borderline-Persönlichkeitsstörung, die Schizophrenie usw. so nahezubringen, dass ich nun etwas damit anfangen kann, wenn sie mir begegnet. Oder etwa die Vorlesungen zur Entwicklungspsychologie; zu Entwicklung und Identität oder zu den Bindungsstörungen – sie haben mir geholfen, Strukturen zu erkennen; sie haben mir einen Denkrahmen gegeben. Im Wissen darum, dass die Theorie immer nur ein Abbild dessen ist, was mir im Menschen begegnet. In den Seminaren zur Erziehungsberatung oder zu Lern- und Leistungsstö-



Selina Luchsinger, Psychologin MSc, schloss das Masterstudium in Entwicklungs- und Persönlichkeitspsychologie 2008 an der ZHAW-P ab. Seither arbeitet sie als Psychologin für das Kinderprojekt am Frauenhaus AG-SO. Psychologin ist ihr dritter Beruf: In ihrem Erstberuf war sie Lehrerin, im zweiten Journalistin.

runge habe ich handfeste Unterlagen erhalten, die ich anwenden kann. Die diagnostischen Instrumente, die wir in verschiedenen Vorlesungen kennenlernten und anhand konkreter Fälle anwenden mussten, sind ein Rüstzeug, auf das ich in den letzten zwei Jahren in meiner Arbeit zurückgreifen konnte. Ich weiss, wie man eine Anamnese macht; ich weiss, wie man einen Test durchführt und ihn auswertet. All das hat mir den Einstieg in den Beruf erleichtert.

Bohrer statt Zange

Auch die Grundlagen zu den verschiedenen Therapie-Richtungen haben mir geholfen. Zum einen bei der Wahl der Therapie-Ausbildung. Zum andern nun in meinem MAS-Studium in Systemischer Therapie mit kognitiv-behavioralem Schwerpunkt; einfach weil ich dort bereits eine Basis habe; ein Grundverständnis dafür, was damit gemeint ist. Das mit dem Werkzeugkasten tönt nun fast zu schön, um wahr zu sein.

Selina Luchsinger, Psychologin MSc

Und in der Realität hat der dann auch durchaus seine Tücken. So erkenne ich etwa eine Störung – und nehme dann, bildlich gesprochen, den Bohrer statt die Zange. Das Resultat können Sie sich selber ausmalen ... Aber als hoffnungslose Optimistin tröste ich mich jeweils mit den Worten meines Supervisors: «Therapie, Frau Luchsinger, ist auch lustvolles Scheitern!» Und das nächste Mal habe ich sie dann bestimmt zur Hand, die Zange.

Um zu den wissenschaftlichen Kompetenzen zu kommen. Ja, Statistik hatten wir auch. Aber sie hat – nehmen Sie es mir nicht übel – bei mir keinen bleibenden Eindruck hinterlassen. Was mich hingegen mehr prägte, als ich es mir je erträumt hätte, waren die Bachelor- und insbesondere die Masterarbeit. Sokrates' weiser Satz «Ich, der ich weiss, mir einzubilden, dass ich weiss, nichts zu wissen, weiss, dass ich nichts weiss» bekam während des wissenschaftlichen Arbeitsprozesses ganz neue Dimensionen. Für die theoretische Aufarbeitung der Masterarbeit wälzte man Tonnen von Literatur zu einem, wie man anfänglich glaubte, klar eingegrenzten Teilbereich seines Themas – und dachte irgendwann: «Jetzt ertrinke ich dann gleich in der Theorie zu diesem einzigen Aspekt.» Ich beispielweise hatte für mein «Masterpiece» die glorreiche Idee, mich mit dem Selbstkonzept resilienter Lehrpersonen zu beschäftigen. Hätten Sie gewusst, dass es allein zum Selbstkonzept etwa 100 verschiedene psychologische Konstrukte gibt?

«Fehlende Möbel»

Nun, die Tonnen an wissenschaftlichem Material haben nicht mich geschafft – sondern ich sie. Und vielleicht könnte man diese Leistung ja unter dem Punkt «reflektiertes Durchsetzungsvermögen», der ebenfalls auf der ZHAW-P-Homepage steht, unterbringen. Ich persönlich habe diese Erfahrung unter «Bescheidenheit» abgelegt. Ich will damit sagen, dass mich das Studium in Angewandter Psychologie bescheidener gemacht hat. Und diese Bescheidenheit, finde ich, steht einer angehenden Psychotherapeutin ganz gut an.

In diesem Zusammenhang will ich noch eine Erkenntnis aus meinem Masterstudium in Angewandter Psychologie mit Ihnen teilen. Die, dass Psychologie wie ein Haus ist, in dem immer einige Möbel fehlen. Damit meine ich die Einsicht, dass wir unser Lernen in Psychologie nie abgeschlossen haben; egal, wo wir arbeiten. Ganz aktuell sind wir mit Masterabschluss in klinischer oder Entwicklungspsychologie in der Therapieausbildung. Die dauert noch ein paar Jahre. Wenn wir die dann haben, sollten wir uns vertieftes Wissen in anderen Therapie-Richtungen aneignen. Ja, und wenn wir danach noch nicht genug haben, können wir weitere spezifische Ausbildungen anhängen; zur Kinderpsychologin, zur Notfallpsychologin, zur Traumatherapeutin ... Von all den Workshops und Tagungen, die wir in unserem Interessensgebiet besuchen können, ganz zu schweigen. Dass wir unsere neuronalen Verknüpfungen weiterhin ständig auf Trab halten müssen, hat ja auch gewisse Vorteile: Wir werden uns weiterentwickeln, ob wir wollen oder nicht – und es wird uns ganz bestimmt nie langweilig dabei!

Freunde als Resilienzfaktor

Zum Schluss soll noch ein weiterer Aspekt erwähnt werden, der so nicht als Ziel auf der ZHAW-P-Homepage zu finden ist. Der mir jedoch das Überleben als Berufsanfängerin ebenso sicherte wie all das zuvor Beschriebene. In diesem Studium habe ich Personen kennen gelernt, die wie ich keine geradlinige Karriere verfolgt haben. Die Suchende sind oder Lernende bleiben

wollen, oder wie auch immer man das nennen will. Ich habe Freunde und Freundinnen gefunden. Menschen, die wie ich in ihrem angestammten Beruf eine Karriere hätten weiterverfolgen können. Die sich stattdessen für einen Neuanfang in einem neuen Gebiet entschieden haben. Das war und ist nicht immer einfach für uns, die wir keine 24 Jahre mehr sind. Aber wenn die eine oder die andere den Frust befällt, wenn sie ins Zweifeln kommt oder ins Rotieren, dann wird sie von den andern aufgefangen – mit viel Empathie und noch mehr Humor. Diese Beziehungen zu andern Menschen unseres Fachgebietes, die wir quasi als Nebenprodukt unseres Studiums geschenkt bekommen haben, helfen uns, die Belastungen des Berufes zu bestehen. Sie sind – das Modewort sei mir hier erlaubt – ein wichtiger Resilienzfaktor für uns angewandte PsychologInnen.

Klickt man sich auf der ZHAW-P-Homepage vom Studium im Allgemeinen zum Masterstudium durch, so steht da: «Der Masterstudiengang hat das Ziel, spezialisierte Generalisten/-innen auszubilden, die über eine breite, wissenschaftlich fundierte Fach- und Methodenkompetenz sowie über eine hohe Selbst-, Sozial- und Handlungskompetenz verfügen.» Ich weiss nicht, ob ich nach fünf Jahren diesen hohen Zielen bereits gerecht wurde. Aber ich denke, dass ich während meines Studiums in Angewandter Psychologie einen ganz gut gefüllten Koffer mitbekommen habe, um den Weg dorthin – mehr oder minder lustvoll strachelnd – zu gehen.

Selina Luchsinger

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSEGEBIET

Clausen, J.: **Das Selbst und die Fremde**

Über psychische Grenzerfahrungen auf Reisen

3. Aufl. 2010. 340 S., kart., ca. CHF 28.50 (Psychiatrie-Verlag)

978-3-88414-473-2

Nirgends mehr als auf Reisen tritt die Fragilität des Selbst zutage: Entscheidungen, die man getroffen, Beziehungen, die man geknüpft, das Leben, das man geführt hat – all das kann an der Schwelle zur Fremde aus der Balance geraten.

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION

Vorstandsnews

Gemeinsamer A+O-Anlass von SBAP. und ZHAW

Unter dem Titel «Welchen Nutzen stiften Arbeits- und OrganisationspsychologInnen wirklich?» haben der SBAP. und die Fachverantwortung A+O der ZHAW am 27. Juni zu einem gemeinsamen Workshop eingeladen. Trotz Fussball-EM-Halbfinal und 30 Grad Hitze erschienen 40 Interessierte und diskutierten angeregt über verschiedene Themen: In welchen Berufsfeldern können A+O-PsychologInnen tätig sein? Was erwarten Arbeitgebende von AbsolventInnen mit Vertiefung A+O? Welche Teile der Ausbildung helfen konkret im Berufsalltag, und was fehlt? Wünsche an die Vertiefung A+O im Studium und an den SBAP.?

Es wurde deutlich, dass die A+O-Psychologie kein klar umrissenes Berufsbild ist. Das hat Vorteile: dass die AbsolventInnen in den unterschiedlichsten Bereichen tätig sein können und es auch sind. Aber auch Nachteile: dass Arbeitgebenden nicht auf Anhieb klar ist, was den Mehrwert der A+O-Psychologie ausmacht und weshalb sie jemanden mit dieser Ausrichtung beispielsweise jemandem mit betriebswirtschaftlicher Ausbildung vorziehen sollen. Firmen suchen jemanden, der

oder die sie bei der Lösung eines Problems unterstützt, dabei pragmatisch vorgeht, ihre betriebswirtschaftlich geprägte Sprache versteht und spricht und auch den (monetären) Mehrwert von Interventionen beziffern kann. Angesichts dieser Anforderungen haben die AbsolventInnen der Vertiefung A+O mehrere Punkte ausgemacht, die sie im Studium vermissten. Diese Liste hat *Michael Zirkler*, der Fachverantwortliche A+O im Studium am Departement P der ZHAW, entgegengenommen.

Aus berufspolitischer Sicht besteht Handlungsbedarf im Bereich der Information von Unternehmen und Organisationen über die A+O-Psychologie und ihren Nutzen. Der SBAP. wird sich Überlegungen dazu machen und zu gegebener Zeit darüber informieren. Konkrete Schritte werden weiterhin in Absprache und in Zusammenarbeit mit den Ausbildungsstätten unternommen. Bei den Wünschen an den SBAP. ging es vor allem um Vernetzung und (fachlichen) Austausch unter den A+O-Mitgliedern. Eine Möglichkeit dazu bot der Anlass – wie auch der anschliessende Apéro, zu dem der SBAP. und die ZHAW einluden.

Trix Angst

Berufspolitische News

Psychologische Psychotherapie in die Grundversicherung

Einmal mehr sei hiermit klargestellt, dass die Inkraftsetzung des PsyG am 1. März 2013 *nicht* einhergeht mit der Zulassung der psychologischen Psychotherapie in die Grundversicherung. Alle psychologischen Verbände setzten sich dafür ein und ziehen am selben Strick.

Wo sind Hindernisse auszumachen?

– Die Krankenkassen fürchten die Kostenfolgen.

– Ein Teil der Ärzteschaft fürchtet um ihre Pfründe. Ja es geht gar die Angst um, dass die Psychotherapie als Pflichtleistung aus dem Leistungskatalog gestrichen werden könnte.

Die FSP plant nun mit dem renommierten Büro Bass zusammen, eine Erhebung durchzuführen. Diese hat zum Ziel, Aussagen bezüglich der Kostenfolgen der Aufnahme der psychologisch-psychotherapeutischen Psychotherapie in die Grundversicherung machen zu können. Der Vorstand des SBAP. hat sich eingehend mit der Einladung der FSP auseinandergesetzt, an dieser Studie teilzunehmen, und ausführlich pro und kontra diskutiert. Einstimmig hat der Vorstand beschlossen, *nicht* an der Studie teilzunehmen.

Neue Mitglieder

Dinkelaker Petra Maria, Gaienhofen
Hobi Barbara, Zürich
Imhof Anita, Zürich
Käslin Annemarie, Luzern
Letsch-Dörrer Silvia, Niedermuhlern
Romano-Koch Elke, Zug
Weiner Anna, Küsnacht

Neue Studentenmitglieder

Adam-Chang Wing Tak, Küttigen
Bach Priska, Adliswil
Bär Cornelia, Benken
Bitterli Benjamin, Cham
Frentzel Astrid, Luzern
Gubser Stefan, Uetikon am See
Jost Regula, Lobsingen
Kaufmann-Huber Christa, Baar
Klauser Mara, Zürich
Küpfer-Schmid Rita, Stäfa

Schmocker Barbara, Bern
Schulz Fabienne, Will
Zäch Stefanie, Zürich
Zimmermann Cornelia, Fehraltorf

Herzlich willkommen!**PsychologInnen SBAP.**

Dinkelaker Petra Maria, Gaienhofen
Imhof Anita, Basel
Käslin Annemarie, Luzern
Letsch-Dörrer Silvia, Niedermuhlern
Romano-Koch Elke, Zug
Weiner Anna, Küsnacht

PsychotherapeutInnen SBAP.

Dietiker Stephan, Zürich
Garnier Renée, Kriens
Hartmann Kostruha Romana, Buttikon

Heule Susanne, Zürich
Hobi Barbara, Zürich
Rovelli-Müller Agnes, Arlesheim
Stirnemann Beatrice, Ebikon
von Arb Franziska, Liestal
Wiese Silke, Horgen
Witzig Telma, Riehen

Fachpsychologin SBAP.

In Kinder- und Jugendpsychologie
Marti Salzmann Gabrielle, Zürich
Vogel Miriam, Zürich

Fachpsychologin SBAP.

in Notfallpsychologie
Hungerbühler Wäger Chantale,
Speicherschwendi

Der SBAP. gratuliert!

Berufspolitische News

Dies aus folgenden Gründen:

- Grundsätzlich ist der Vorstand des SBAP. der Ansicht, dass genügend Zahlenmaterial zur Verfügung steht. Er ist der Ansicht, dass dieses Material nicht entscheidend zum Ziel führt. Er ist vielmehr der Ansicht, dass dieses Ziel *mittelfristig* einzig über *politische Kanäle* zu erreichen ist.
- Des Weiteren befürchtet der Vorstand des SBAP., dass die FSP-Studie respektive deren Resultate zu einem Bumerang für den Berufsstand der PsychotherapeutInnen werden könnte, indem sie genau das Gegenteil von dem bewirkt, was sie beabsichtigt: nämlich dass sie Psychotherapiestunden und damit Kosten aufzeigt, deren Höhe nicht abzusehen ist.
- Und es sind auch methodisch-methodologische Zweifel aufgetaucht im Sinne von: Misst die Studie tatsächlich in jedem Fall das, was sie will?

Punktziel sind FSP und SBAP. sich einig: *Damit Kosten im Gesundheitswesen gespart werden können, gehört die psychologische Psychotherapie in die Grundversicherung.*

Interessante Fakten und Zahlen

- 38,2% der Bevölkerung in der EU (inkl. CH) leiden innerhalb 1 Jahres unter einer psychischen Störung (Wittchen et al. 2011);
- Führend sind Angststörungen mit 14%;
- Zunahme gegenüber 2005: Alkoholabhängigkeit um 100%, Depression und Angststörung um 33%.

Die Psychotherapie als psychologische Intervention weist hohe Effektstärken aus!

Die Prävention psychischer Störungen und die Förderung psychischer Gesundheit sind kostenrelevant. Prof. Bernd Röhrle, Marburg, nennt 167 Meta-Studien mit mindestens 2200 Einzelstudien zur Effektivität von Massnahmen zur Prävention psychischer Störungen und Förderung psychischer Gesundheit!

PDF und weitere Infos:

<http://www.sbap.ch/service/news.php>

Anhörung Verordnung über die Psychologieberufe

Der SBAP. ist eingeladen, zu dieser Verordnung bis Ende August 2012 Stellung zu nehmen. Im Anhang dieser Verordnung finden sich die provisorisch akkreditierten Weiterbildungsgänge in Psychotherapie. Das modulare Weiterbildungscurriculum in Psychotherapie nach den Richtlinien des SBAP. findet sich darin. Damit dürfen nach Inkraftsetzung des PsyG am 1. März 2013 die PsychotherapeutInnen SBAP. den eidg. Titel tragen. Der vorgeschlagene Titel kommt sprachlich recht schwerfällig daher: «eidgenössisch anerkannter Psychotherapeut» und analog die weibliche Form.

Der SBAP. wird vorschlagen, den Titel «Psychotherapeut» und «Psychotherapeutin» zu nennen. Analog dem im PsyG geschützten Titel «Psychologe» und «Psychologin».

Die Kosten für Akkreditierungsverfügungen werden in der Verordnung mit 20 000 bis 40 000 Franken aufgeführt.

Es wird für kleinere Weiterbildungsinstitutionen unausweichlich sein, nach Kooperationen Ausschau zu halten. Denn diese Kosten werden auf die WeiterbildungsteilnehmerInnen überwältigt werden müssen. Wir werden Sie auf unserer Homepage auf dem Laufenden halten.

Der **Kanton Zürich** hat eine **Vernehmlassung zur revidierten Verordnung über die psychologischen PsychotherapeutInnen** durchgeführt.

Der SBAP. hat in seiner Stellungnahme darauf hingewiesen, dass die Mindeststundenzahl Theorie nicht unter derjenigen der Tarmed-Bestimmungen angesetzt werden dürfe, um die delegierte Tätigkeit aufnehmen zu können. Denn es ist davon auszugehen, dass das PsyG die Theoriestundenzahl für angehende PsychotherapeutInnen auf 500 heraufsetzen und sich damit dem europäischen Niveau angleichen wird.

Vernehmlassungsantwort des SBAP.: <http://www.sbap.ch/service/news.php>

ZHAW Dep. P

Der SBAP. traf sich mit *Daniel Süss*, *Barbara Schmugge* und der Verantwortlichen der Studiengangsleitung Entwicklungs- und Persönlichkeitspsychologie E+P, *Beate Schwarz*, um über den eidg. Fachtitel in Kinder- und Jugendpsychologie zu informieren. Andererseits wollten wir unserer Besorgnis Ausdruck geben, dass es dem Fachhochschulstudium an Praxisbezug mangelt. Keine Fachverantwortliche kommt aus den eigenen Reihen! Im Mittelbau ist meist Karriere-Ende für FH-PsychologInnen.

In den nächsten **punktum.**-Ausgaben werden sich die drei Vertiefungsrichtungen vorstellen. Das Psychologiestudium an der ZHAW will weiterhin primär ein generalistisches Studium sein, das in jeder Vertiefungsrichtung genügend klinisches Know-how und Psychopathologie vermittelt, damit einerseits der Zugang zu den Weiterbildungen gewährleistet bleibt und andererseits unverzichtbares Wissen für Beratungsaufgaben vorhanden ist. Wir freuen uns auf diese Beiträge und sind auf die Profile gespannt!

Deutschland

Die deutsche Gesellschaft für Psychologie diskutiert zurzeit eine «Direktausbildung Psychotherapie». Künftig soll ein konsekutives Bachelor-Master-Studium die AbsolventInnen dazu befähigen, nach dem Masterabschluss eine staatliche Prüfung zu absolvieren, die zur Approbation als PsychotherapeutIn und damit auf das Ausbildungsniveau eines Assistenzarztes führt. Die sozialrechtliche Anerkennung als selbstständig tätige/-r PsychotherapeutIn (entsprechend Facharztniveau) bleibt dem erfolgreichen Abschluss der Weiterbildung vorbehalten. Einige Teile (diagnostische Kompetenzen) sollen aus der bisherigen dreijährigen postgradualen Weiterbildung zum PsychotherapeutIn ins Master-Studium integriert werden.

Weitere Infos:

<http://www.dgps.de/meldungen/detail.php?id=6672>.

Wir bleiben dran!

Heidi Aeschlimann

Berufspolitische News

MAS und EMBA bleiben eidgenössisch anerkannt

Nach dem Ständerat hat auch der Nationalrat eine Motion zur Beibehaltung der eidgenössischen Anerkennung und des Titelschutzes der MAS/EMBA-Studiengänge von Fachhochschulen klar angenommen. Angenommen wurde auch ein Postulat, das den Bundesrat auffordert, Bericht über die zukünftige Regelung der Anerkennung und des Titelschutzes zu geben. Der Bund wollte die Bezeichnung «eidgenössisch anerkannt» für Weiterbildungsdiplome, die an einer Fachhochschule mit einem Master of Advanced Studies (MAS) oder einem Executive Master of Business Administration (EMBA) abgeschlossen werden, streichen. Dies mit der Begründung, weder subventioniere noch überprüfe der Bund die Weiterbildungslehrgänge an den kantonal organisierten Fachhochschulen; der Zu-

satz «eidgenössisch anerkannt» suggeriere etwas Falsches.

Motionär *Ivo Bischofberger* (CVP/Al und Beirat FH SCHWEIZ) befürchtete, das Streichen des Zusatzes würde zu Unsicherheiten für die AbsolventInnen und den gesamten Weiterbildungsmarkt führen. Betroffen sind jährlich rund 400 Weiterbildungslehrgänge mit 8000 Studierenden. Die Motion fordert im Weiteren, dass die Frage der Anerkennung und des Titelschutzes im Rahmen der Umsetzung des neuen Hochschulförderungs- und Koordinationsgesetzes (HFKG) geklärt und dabei sowohl Anerkennung als auch Titelschutz der MAS/EMBA-Studiengänge weiterhin gewährleistet werden.

Der SBAP und seine Dachorganisation FH SCHWEIZ haben sich für diese Anliegen eingesetzt und begrüssen die Entscheidung des Ständerats und des Nationalrats.

Trix Angst

Petition zur psychischen Gesundheit

2010 hat das Aktionsbündnis die Petition «Für uns alle – gegen Ausgrenzung» lanciert. Im Kern forderte diese, dass die Verantwortlichen der schweizerischen Gesundheitspolitik in Bund und Kantonen die psychische der körperlichen Gesundheit gleichstellen. Auch dank den zahlreichen SBAP-Mitgliedern, welche die Petition unterschrieben haben, konnte diese am 22. Mai 2012 mit über 10 000 Unterschriften den Parlamentsdiensten im Bundeshaus übergeben werden. Bei der Übergabe waren neben Aktionsbündnis-Vorstand und Betroffenen auch Ständerat *Joachim Eder* anwesend, der die Petitionsforderungen sehr unterstützt.

Dass die Übergabe Ende Mai durchgeführt wurde, hatte einen hochaktuellen Grund: Am 1. Juni stand die Abstimmung im Ständerat zur Frage des Eintretens auf die Präventionsgesetzesvorlage (PrävG) an. Daher entschied sich der Vorstand des Aktionsbündnisses, die Einreichung der Petition auch in den Dienst des Lobbyings für das PrävG zu stellen, weil dieses für die Förderung der psychischen Gesundheit von grösster Bedeutung ist: Mit dem PrävG würde erstmals die psychische der körperlichen Gesundheit gleichgestellt und endlich dem Bund die ihm noch fehlende Kompetenz übertragen, in diesem Bereich aktiv zu werden. Das Aktionsbündnis setzte sich auch mit einer weiteren Aktion für das PrävG ein: mittels Versand von Postkarten an die «Wackel-Ständeräte». Auf den Postkarten schrieben Betroffene direkt an ihre jeweiligen Kantonsvertreter, warum die PrävG-Vorlage für sie wichtig ist und von ihrem Ständerat unterstützt werden sollte. Auch wenn dies unmöglich zu eruieren ist, hat die Postkartenaktion zumindest dem Ziel nicht geschadet, denn der Ständerat entschied sich für das Eintreten auf die Vorlage!

Weitere Informationen zur Petitions-einreichung und der Postkartenaktion finden Sie unter www.aktionsbueundnis.ch.

Die FSP hat den Austritt aus dem Aktionsbündnis psychische Gesundheit beschlossen. Wir bedauern diesen Schritt sehr!

Wussten Sie schon ...

... dass der SBAP Sie auf dem Weg zur selbstständigen beruflichen Tätigkeit unterstützt, wenn Sie Pläne für eine eigene Praxis schmieden?

- Fachkundige SpezialistInnen stehen Ihnen bei Fragen rund um die Selbstständigkeit zur Seite. Fragen zu Versicherungen, der korrekten Praxisanschrift wie auch zur Erlangung der Praxisbewilligung werden rasch und kompetent beantwortet.
- Sie möchten im Bereich der Versicherungen das Sparpotenzial ausschöpfen? Mit der Kollektiv-Berufshaftpflichtversicherung **für nur 160 Franken jährlich** sind Angestellte wie auch selbstständig Tätige mit einer Versicherungssumme von 5 Millionen Franken gegen Sach-, Personen- und Vermögensschäden versichert.
- Herbstzeit ist auch die Zeit, sich über die Krankenkasse Gedanken zu machen. **Bis zu 20% Rabatt** erhalten Sie auf Zusatzversicherungen bei CSS, Sanitas, Helsana und einigen mehr – für SBAP-Mitglieder und im gleichen Haushalt lebende Angehörige.

Das komplette Leistungsangebot finden Sie unter:

www.sbag.ch/dienstleistungen oder www.fhschweiz.ch/leistungsuebersicht

Berufspolitische News

SBAP.: Zusammenarbeit mit Pro Mente Sana

Die Stiftung Pro Mente Sana (PMS) setzt sich seit 30 Jahren für die Interessen von psychisch erkrankten Menschen und deren Angehörigen ein. Die Stiftung hat vor kurzem ein Projekt lanciert, das von PMS-Mitarbeiterin *Marina Zinsli* geleitet wird: das Projekt «Nationale Sensibilisierungskampagne». Der SBAP. wurde angefragt, an der Projekt-Kerngruppe teilzunehmen: *Heloisa Martino*, die auch im Vorstand des Aktionsbündnisses und in der Fachgruppe Mental Health von Public Health Schweiz unseren Verband vertritt, wird in dieser Kerngruppe mitarbeiten. Das angestrebte Projektziel ist, eine längerfristig angelegte Kampagne zur Sensibilisierung für psychische Gesundheit und die Entstigmatisierung von Betroffenen auf nationaler Ebene durchzuführen. Von Beginn an wird die Kampagne dialogisch geplant, so dass entsprechende Schlüsselpersonen aus der Fachwelt, den Betroffenen- und den Angehörigenorganisationen in der Kerngruppe vertreten sind. Die Aufgabe der Kerngruppe besteht im Wesentlichen in der Erarbeitung eines Grobkonzeptes für die Kampagne. Als Basis für das Grobkonzept wird unter anderem das «Arbeitspapier Entstigmatisierung» dienen, welches von *Heloisa Martino* mitverfasst wurde.

Netzwerk Psychische Gesundheit:**1. Netzwerktreffen**

Dem Bund fehlen noch immer die gesetzlichen Grundlagen, im Bereich der psychischen Gesundheit von sich aus aktiv zu werden, vor allem betreffend Prävention und Förderung der psychischen Gesundheit. Solange das Präventionsgesetz nicht Realität ist, wird dies auch so bleiben. Um der zwangsweisen Vernachlässigung dieses wichtigen Bereichs etwas entgegenzusetzen, haben sich vor kurzem Bund, die Schweizerische Gesundheitsdirektorenkonferenz (GDK) und die Stiftung Gesundheitsförderung Schweiz zu einer Kooperation zusammengeschlossen: Seit 2011 besteht ein Zusammenarbeitsvertrag «Netzwerk Psychische Gesundheit Schweiz»

zwischen Bundesamt für Gesundheit (BAG), Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV), Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), Schweizerischer Gesundheitsdirektorenkonferenz (GDK) und Stiftung Gesundheitsförderung Schweiz. Diese multisektorielle Zusammenarbeit ist ein Novum in der Schweiz, insbesondere im Bereich der psychischen Gesundheit. Die genannten Partner fungieren als Trägerorganisationen dieses Netzwerks, das vor allem der Vernetzung von Akteuren und Massnahmen in den Bereichen psychische Gesundheit und Gesundheitsförderung dienen soll. Mittels dieser Vernetzung und des Wissensaustausches zwischen den Netzwerkpartnern soll ein Mehrwert entstehen, der schliesslich sowohl der Gesamtbevölkerung wie besonders gefährdeten Gruppen zugute kommen soll. Seit Dezember 2011 ist eine Koordinationsstelle in Betrieb, die physisch bei der Stiftung Gesundheitsförderung Schweiz angesiedelt ist und vom Psychologen *Alfred Künzler* geleitet wird; eine interaktive Website wird voraussichtlich im August lanciert. Zur Mitgliedschaft im Netzwerk werden – nebst den kantonalen Verantwortlichen – alle Organisationen (keine Einzelpersonen) willkommen geheissen, die sich in irgendeiner Form für die psychische Gesundheit einsetzen.

Im letzten Juni fand die erste Netzwerktagung in Bern statt: Die jährlich geplanten Tagungen dienen dem einen zentralen Netzwerk-Ziel, nämlich dem Informations- und Erfahrungsaustausch zwischen den nationalen Akteuren und Verantwortlichen für kantonale Programme im Bereich psychische Gesundheit. Am ersten Treffen allerdings ging es hauptsächlich um die Vorstellung des Netzwerkes und die Klärung der Perspektiven.

Das Interesse war sehr gross: Rund 200 Fachpersonen, Gesundheitsverantwortliche und Vertreter von nationalen, sprach- und überregionalen Organisationen im Bereich psychische Gesundheit aus der ganzen Schweiz folgten der Tagungseinladung. Das Programm war in zwei Thementeile gegliedert: Nach der Tagungs-Eröff-

nung durch den «Netzwerk-Taufpaten» Nationalrat *Andy Tschümperlin* und die Vertreter der Trägerorganisationen ging es zunächst um die Frage «Wie fördern wir die psychische Gesundheit in der Schweiz?». Prof. *Bernd Röhrle* von der Universität Marburg, Koordinator des German Network Mental Health, präsentierte aktuelle Ergebnisse aus der Forschung zur Wirksamkeit der Förderung psychischer Gesundheit. Fazit: Nicht nur verfügen wir über eine breite Datengrundlage dazu, die Fakten belegen die Wirksamkeit vieler Programme und geben differenzierten Aufschluss über zentrale Faktoren der Förderung psychischer Gesundheit.

Dr. *Sebastian Haas*, Co-Leiter Arbeitsgruppe Prävention psychischer Erkrankungen des Kantons Zürich und Vorstandsmitglied Aktionsbündnis Psychische Gesundheit Schweiz, skizzierte die politische Dimension der Problematik und brachte die Hauptgründe vor, warum die psychische Gesundheit praktisch inexistent ist auf der politischen Agenda: Es ist kein einfaches Thema, mit dem Wählerstimmen zu gewinnen sind – darüber zu sprechen, fällt auch den Politikern schwer, die Stigmatisierung des Themas macht nicht vor dem Bundeshaus halt. Hinzu kommt das fehlende Lobbying für die Situation von Betroffenen, die selber infolge ihrer meist schwierigen Lebenssituation schwer zu mobilisieren sind. Doch gibt es Hoffnung: Viele Kantone engagieren sich seit einigen Jahren immer stärker in diesem Bereich, allen voran der Kanton Zug, dem hier eine Pionierrolle zugesprochen wird. Nun zieht beispielsweise auch der Kanton Zürich mit einem kürzlich veröffentlichten «Grundlagenkonzept zur Prävention psychischer Krankheiten im Kt. Zürich» nach.

Über den aktuellen OECD-Bericht «Sick on the Job? Myths and Realities about Mental Health and Work» und seine Bedeutung für die Schweiz berichtete anschliessend Dr. *Niklas Baer*, Mitglied OECD-Länderdelegation und Leiter Psychiatrische Rehabilitation Baselland. Mit seinen Ausführungen der Bericht-Ergebnisse und Resultate

Berufspolitische News

aus eigener Forschung zur Invalidisierung infolge psychischer Krankheit verdeutlichte Baer die Lücken in der Versorgung psychisch erkrankter Menschen sowie im Wissen und in der Unterstützung von Arbeitgebenden für die Integration und Weiterbeschäftigung von Betroffenen. Beispielsweise lösen die Arbeitgebenden ihre Probleme mit «schwierigen Mitarbeitenden» oft mittels deren Kündigung. Brisant ist auch, dass etwa die Hälfte der IV-RentnerInnen bei Eintritt in die IV mit 40 Jahren bereits im Kindheits- und Jugendalter soziale und/oder psychische Probleme aufwiesen, die aber bis zu ihrer Invalidisierung nicht oder inadäquat behandelt wurden.

Am Nachmittag wurde die «Austauschplattform» mit der Präsentation kantonaler Beispiele aus Neuenburg und Thurgau eröffnet: Während Ersterer schon recht fortgeschritten in der Umsetzung von Massnahmen ist, versucht die kantonale Beauftragte für Gesundheitsförderung im Thurgau die psychische Gesundheit in laufende Gesundheitsförderungsprojekte einzubringen, mit leider noch wenig konkretem Erfolg.

Im Rahmen von Workshops konnten dann die Tagungsteilnehmenden ihre Erwartungen und Wünsche an das Netzwerk anbringen – was davon umgesetzt werden kann, werden die beiden nächsten Jahre zeigen. Der Zusammenarbeitsvertrag läuft dann aus, die Trägerorganisationen haben jedoch ihr Interesse an einem Weiterführen des Netzwerkes bekundet. Wie vieles in diesem Bereich: Auch dies hängt vom Ausgang der Parlamentsentscheidung zum Präventionsgesetz ab!

Heloisa Martino

Standing Committee

on Psychology and Health der EFPA

Die European Federation of Psychologists' Associations (EFPA) vertritt die Anliegen der Psychologieverbände und somit der PsychologInnen in Europa. Auch die Schweiz kann VertreterInnen in die verschiedenen Boards, Standing Committees, Task Forces und Working Groups delegieren. Ich vertrete seit Herbst 2011 die Schweizer Psychologie im Standing Committee on Psychology and Health. Dieses durch das Board der EFPA neu ins Leben gerufene Komitee besteht aus 14 aktiven Mitgliedern und 3 korrespondierenden Mitgliedern aus Mitgliedsorganisationen aus ganz Europa. Die Eröffnungssitzung fand am 11. Januar 2012 in Brüssel statt. Dabei wurde ein Arbeitsplan für die nächsten zwei Jahre erarbeitet. Ausserdem wurde *Pauline Adair*, Grossbritannien, als Präsidentin gewählt.

Der Arbeitsplan des Komitees ist ehrgeizig. Es hat sich folgende Ziele gesetzt:

- Antragstellung für das EU-Gesundheitsprogramm: Das EU-Gesundheitsprogramm der Europäischen Kommission unterstützt Projekte und Aktionen zur Verbesserung der Gesundheit. Für eine Konferenz im Jahr 2013 will das Komitee Vorschläge im Bereich Psychologie und Gesundheit zusammenstellen. Mein Anliegen ist hier, die psychische Gesundheit entsprechend zu berücksichtigen.

- Teilnahme der Komiteemitglieder an der Expertenkonferenz Gesundheitspsychologie im September 2012 in Brüssel. An der Expertenkonferenz werden alle Themen des EU-Gesundheitsprogramms diskutiert, zu denen die Psychologie einen Beitrag leisten kann.

- Erarbeitung eines Positionspapiers zum Thema Psychologie und Gesundheit.

- Teilnahme am Europäischen Psychologiekongress in Stockholm 2013 mit Vorträgen der Kommissionsmitglieder.

- WHO-Konsultationsprozess zur neuen europäischen Gesundheitspolitik: Erarbeitung einer Vernehmlassungsantwort zuhanden des Executive Council der EFPA.

- Erarbeitung eines Positionspapiers zu chronischen Krankheiten zuhanden des Executive Council der EFPA.

Die erste Sitzung war spannend und chaotisch; gleichzeitig hat sich das Komitee ehrgeizige Ziele gesetzt. Unter den Mitgliedern sind sowohl Gesundheitspsychologen wie auch Klinische Psychologen. Tatsächlich soll auch die psychische Gesundheit eingeschlossen werden, allerdings sind die meisten Mitglieder eher im Bereich Gesundheitspsychologie tätig. Als Schweizer Delegierte ist es ausserdem eine Herausforderung, dass viele Themen nicht auf Europa, sondern die EU bezogen sind. Hier wird sich zeigen, wie weit die Beteiligung bei den entsprechenden Themen möglich ist.

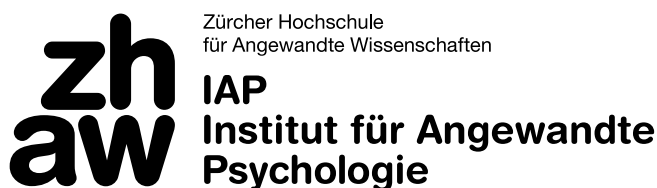
Agnes von Wyl

Der SBAP. freut sich...

...seit seiner Gründung 1952 HochschulpsychologInnen in seinen Reihen herzlich willkommen zu heissen.

Weshalb lohnt es sich, dem SBAP. beizutreten oder ihm weiterhin die Treue zu halten?

- Der SBAP. ist der kostengünstigste Verband mit dem grössten Dienstleistungsangebot!
- Der SBAP. hat die grösste Erfahrung in der Vertretung der Anliegen der FH-Psychologie und der Angewandten Psychologie.
- Nur im SBAP. sind BSc-PsychologInnen Vollmitglieder.
- Nur im SBAP. profitieren Studierende von allen Vorteilen der Mitgliedschaft.



Weiterbildung Informationsveranstaltungen

CAS Grundlagen der Kinder- & Jugendpsychotherapie

Der CAS beinhaltet Grundlagen der Kinder- & Jugendpsychotherapie mit besonderem Fokus auf entwicklungsbezogene Aspekte. Die Ausbildung ist als Basis für die therapeutische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen geeignet. Der CAS ist ein Teilmodul des MAS Kinder- & Jugendpsychotherapie.

Abschluss: Certificate of Advanced Studies

Beginn: 18. Oktober 2012

Informationsveranstaltung: Freitag, 21. September 2012 um 18.15 Uhr am IAP in Zürich

MAS Kinder- & Jugendpsychotherapie

Im Zentrum der Ausbildung steht eine methodenübergreifende Ausrichtung, die an Stärken und Ressourcen der Kinder, Jugendlichen und Familien anknüpft. Es werden verschiedene evidenzbasierte Ansätze sowie Erkenntnisse aus der Entwicklungspsychologie integriert.

Abschluss: Master of Advanced Studies ZFH in Kinder- & Jugendpsychotherapie

Beginn: 18. Oktober 2012

Informationsveranstaltung: Freitag, 21. September 2012 um 18.15 Uhr am IAP in Zürich

MAS Systemische Psychotherapie mit kognitiv-behavioralem Schwerpunkt

In Kooperation mit dem ZSB, Bern

Der MAS ist eine empirisch abgesicherte, störungsbezogene Psychotherapie-Weiterbildung, in der die praktische Umsetzung im Zentrum steht.

Abschluss: Master of Advanced Studies ZFH

Beginn: 30. Oktober 2012

Informationsveranstaltung: Dienstag, 25. September 2012 um 18.15 Uhr am IAP in Zürich

MAS Systemische Beratung

Der MAS vermittelt Kenntnisse in systemischer, ressourcen- und lösungsorientierter Beratung und deren Umsetzung in die Beratungspraxis.

Abschluss: Master of Advanced Studies ZFH in Systemischer Beratung

Beginn: 6. März 2013

Informationsveranstaltung: Freitag, 26. Oktober 2012 um 18.30 Uhr am IAP in Zürich

Information und Anmeldung

IAP Institut für Angewandte Psychologie
Merkurstrasse 43, 8032 Zürich
Telefon +41 58 934 83 30
therapie.iap@zhaw.ch
www.iap.zhaw.ch/wb-therapie



Richard Herbertz (1878–1959), Prof. Dr. phil., Uni Bern

Schrulliges Original – oder doch mehr?

Das wissenschaftliche Werk von Richard Herbertz (1878–1959), der ab 1910 Professor für Philosophie, ab 1920 zudem erster Professor für Psychologie an der Uni Bern war, ist nahezu in Vergessenheit geraten. Wenn überhaupt, dann wird er als Prototyp des schrulligen Professors dargestellt. Lustige Anekdoten können erheitern, aber auch zur Frage führen, ob nicht doch mehr dahintersteckt.

Richard Herbertz wurde am 15. August 1878 in Köln geboren und wuchs in einer Industriellenfamilie in Uerdingen (heute ein Stadtteil von Krefeld) auf, sein Vater war Honorarkonsul der Türkei. Er studierte ab 1896 an den Universitäten Bonn und Strassburg Chemie, ab 1898 zusätzlich die Fächer Physik und Philosophie. In Bonn wurde er 1905 zum Dr. phil. promoviert und 1907 zum Privatdozenten für Philosophie habilitiert (Balsiger, 1989; Weber, 2007). Während seines Studiums war er Mitglied der Corps Hansea Bonn und Rhenania Strassburg, einer der wenigen Verbindungen, die sich 1934 weigerten, dem nationalsozialistisch geforderten Ausschluss nicht-arischer Angehöriger zu folgen. Dem Ruf auf eine ordentliche Professur für allgemeine Philosophie an die Universität Bern folgte Herbertz 1910. In einer kleineren Schrift informierte er 1917 über die Situation deutscher Internierter «bei Unterricht und Arbeit» während des Ersten Weltkrieges in der Schweiz. Ab 1920 hatte er zudem die erste Professur für Psychologie an der Uni Bern inne.

Herbertz lebte mit seiner Frau in der obersten Etage des stillgelegten Hotels Beau Rivage in Thun und nutzte regelmässig den 9-Uhr-Schnellzug nach Bern (Dürrenmatt, 1990; Sury, 2011). Das Schweizer Bürgerrecht erhielt Herbertz 1939. Im Alter von 70 Jahren wurde er 1948 emeritiert und lebte bis zu seinem Tod 1959 am Thunersee unter sozial und finanziell prekären Umständen (Sury, 2011).

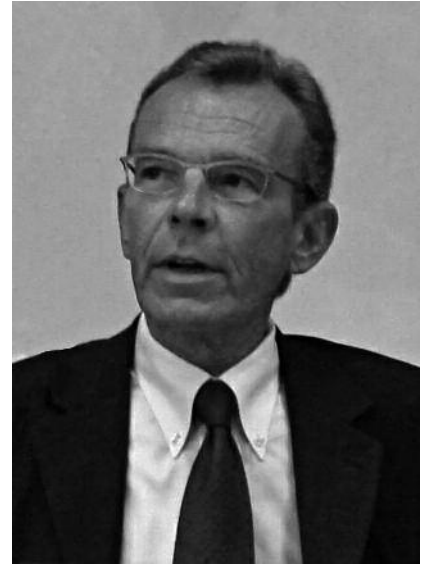
«Nüchtern wie ein Betrunkener, betrunken wie ein Nüchterner»

Später berühmt gewordene Schüler von ihm waren Walter Benjamin

(1892–1940) und Friedrich Dürrenmatt (1921–1990). Benjamin wurde 1918 von Herbertz mit der Dissertation «Die philosophischen Grundlagen der romantischen Kunstkritik» promoviert. Dürrenmatt wiederum war von 1943 bis 1946 an der Universität Bern für Philosophie, Psychologie und Nationalökonomie eingeschrieben, plante bei Herbertz eine Dissertation über «Kierkegaard und das Tragische» und teilte Herbertz 1946 bei einer Visite in Thun seinen Entschluss zum Studienabbruch, die Aufnahme einer «freien» Laufbahn – als Kunstmaler, wie er sagte – und die Heirat mit seiner ersten Frau mit (Dürrenmatt, 1990).

Dürrenmatt (1990; siehe auch Rüedi, 2011) hat Herbertz in seinem autobiographischen Alterswerk als schrulliges, lebenswürdiges Original beschrieben, das unter Gleichgewichtsstörungen litt (die angeblich nur durch Alkoholkonsum ausgeglichen werden konnten, da er sich nüchtern wie ein Betrunkener und unter Alkohol wie ein Nüchterner verhalten habe). Gleichzeitig schreibt Dürrenmatt, dass er Herbertz als leidenschaftlichem Denker und Grübler sowie motivierendem, kauzigem Professor herzlich zugetan und für die breite Einführung in die Systematik der Philosophie und die Logik dankbar war.

Kritischer äusserte sich ein Kommilitone Dürrenmatts, Hans E. Gerber (siehe Sury, 2011), der die Gleichgewichtsstörungen von Herbertz ähnlich beschreibt, diese jedoch als agoraphobisch einordnet. Anekdotisch schildert er das Lehrverhalten von Herbertz als selbstvergessen bis absonderlich. In einem 1944 in «Der Bund» erschienenen Beitrag kritisierte Gerber die «Universitätsphilosophie» harsch als veraltet, autoritätenlos und nicht hauptfachauglich und erhielt damals dafür von der Rechten in der Schweiz Zustimmung. In der gleichen Zeitung veröffentlichte Dürrenmatt eine Entgegnung auf diesen «hinterlistigen Angriff», betonte die «überragende Bedeutung» der Philosophie sowie den «gemeinsamen Ugrund der Philosophie und der Künste» (Sury, 2011).



Günter Krampen, Prof. Dr., ist Psychologe und Psychotherapeut. Er ist Professor an der Universität Trier und Direktor des Leibniz-Zentrums für Psychologische Information und Dokumentation (ZPID). Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Grundlagenfächer in der Persönlichkeits- und Entwicklungspsychologie sowie in den Anwendungsfächern in der Pädagogischen und der Klinischen Psychologie.

Herbertz' wissenschaftliches Werk

Das wissenschaftliche Werk von Richard Herbertz ist im Grenzbereich der systematischen Philosophie und Logik sowie der Psychologie angesiedelt. Bedingt durch sein Physik- und Chemiestudium ist er den Naturwissenschaften und ihren Methoden sowie vor allem der formalen Logik verpflichtet. Er ordnet die Psychologie aber zunächst klassisch als Teildisziplin der Philosophie ein, was kurz nach der Begründung der Psychologie als eigenständige Wissenschaft üblich war.

Herbertz (1912) gibt kurze Zeit nach der Annahme der Professur in Bern in einem Studienführer zur philosophischen Literatur, der einer Kritik des «Dilettantismus in der Philosophie der Gegenwart (...) bei der Auswahl der philosophischen Lektüre» (S. III) folgt, ausführlich kommentierte Literatur-

Richard Herbertz (1878–1959), Prof. Dr. phil., Uni Bern

hinweise zur Philosophie und ihren Teilgebieten, darunter auch zur Psychologie und ihren damaligen sechs Fachzeitschriften. Diese Hinweise sind sehr systematisch nach den Teildisziplinen der Psychologie untergliedert. Kommentiert werden umfassend zentrale, bis heute psychologiegeschichtlich bedeutsame Werke, zum Beispiel von Gustav T. Fechner und Hermann Ebbinghaus über Wilhelm Wundt, Emile Claparède, William James, Clara und William Stern bis zu William Dilthey, Josef Breuer und Sigmund Freud.

Unbewusstes und Unterbewusstes in Philosophie und Psychologie

Bereits in seiner Dissertation (1905) setzte sich Herbertz im Grenzbereich von Philosophie und Psychologie mit der Theorie des Unbewussten bei G.W. Leibniz (1646–1716) diskursiv auseinander. Seine erheblich breiter und systematischer angelegte Habilitationsschrift erschien 1908 unter dem Titel «Bewusstsein und Unbewusstes: Eine Untersuchung über eine Grenzfrage der Psychologie mit historischer Einleitung». Hier differenziert er scharf, nicht nur graduell, sondern generisch zwischen dem «Unterbewussten», das als «schwach Bewusstes» psychische Prozesse geringerer Intensität umfasst (was dem Begriff des Unbewussten bei Leibniz entspricht), und dem Begriff des «Unbewussten», das es im Sinne «unbewusster Vorstellungen, Gefühle oder Wollungen» nicht geben kann, da diese «drei Arten psychischer Betätigung (...) Arten des Bewusstseins (sind), (das) – logisch gesprochen – den sie umfassenden Gattungsbegriff (bildet)» (Herbertz, 1908, S. 172–173). In der modernen Psychologie wird diese Unterscheidung dort relevant, wo es – wie etwa in *Priming*-Experimenten (etwa in der sozialen Kognitionsforschung) oder bei der Verwendung *impliziter* Verfahren (in der psychologischen Diagnostik und Forschung) – um eigentlich «unterbewusste» mentale Repräsentationen oder auch nur Korrelate von Verhalten, Einstellungen oder Persönlichkeitsmerkmalen geht, die psychische

Inhalte und Prozesse von geringer (Bewusstseins-)Intensität betreffen. Das «Unbewusste» ist davon abzugrenzen und wird hier von Herbertz, der (noch) in der bewusstseinspsychologischen Tradition steht, aus dem Gegenstandsbereich von Psychologie und Philosophie ausgegrenzt. Eine Position, die er später widerrief.

Der dreifache Methodenbegriff

Grundlegend setzte sich Herbertz (1910) mit dem methodologischen Problem (in der Epistemologie) auseinander und entwickelte einen dreifachen Methodenbegriff, nach dem die Methode 1) als wissenschaftliches Verfahren, 2) als die Logik eines solchen Verfahrens und 3) als Anwendung dieser Logik auf die Einzelwissenschaft zu unterscheiden ist.

Ziel von Philosophie und Psychologie war für ihn, unter Nutzung der Logik, also der Methode als Logik eines wissenschaftlichen Verfahrens, durch das individuelle Denken eine Gesamtaufassung der Realität zu erlangen. In der Philosophie hat er sich dabei auf J.G. Fichte und G.W.F. Hegel bezogen, nach denen die Ausrichtung des (philosophischen) Denkens vor allem von der «Beseelung durch das Individuum» abhängt.

Grundlegung

der Forensischen Psychologie

Ab den 1920er Jahren hat sich Herbertz intensiv mit den Grundlagen und der Praxis der Kriminalpsychologie auseinandergesetzt. Dies zunächst durch die psychologische Begutachtung des Massenmörders Haarmann (der zwischen 1918 und 1924 in Hannover 24 Jungen ermordet hatte), dann durch eine Neuformulierung des Strafbegriffs in seiner 1932 veröffentlichten «Psychologie des Unbewussten», dessen Bedeutung er nun nicht mehr bestreitet, sondern in der Rezeption der Tiefenpsychologie in seiner Relevanz (nicht nur, aber vor allem) für Straftaten herausarbeitet. Ausführlich wird in tiefenpsychologischer, teilweise in klassisch-psychanalytischer Diktion (vor allem unter Bezug auf Sigmund Freud) eingegangen auf:

- Wahrnehmungsgrenzen,
- Träume und deren Analyse,
- Vorstellungsverknüpfungen,
- falsche Erinnerungen,
- symptomatisches Vergessen,
- Hetero- und Autosuggestion (auch in aussagepsychologischen Kontexten) sowie
- seelische Hemmungen.

Dies alles mit dem Ziel, «die grossen Fortschritte, die die moderne Tiefenpsychologie der Erforschung unseres unbewussten Seelenlebens gebracht hat», darzulegen und dabei zugleich zu «versuchen, Verständnis zu verschaffen», wobei «der Autor gestehen (darf), dass in dieser Schrift ein Stück eigenen Erlebens steckt» (Herbertz, 1932, S. 5).

Nach Dürrenmatt (1990) vertrat Herbertz in den 1940er Jahren überdies die These, dass seelische Störungen und Fehlentscheidungen im Leben durch *Coitus interruptus* bedingt seien, wofür es in seinen Schriften aber keine Belege gibt.

«Alkoholgenuss

als Wertproblem» (1937)

Philosophisch argumentierend, aber zugleich psychologisch interpretierend mischte sich Herbertz 1937 mit dem Klärungsversuch «Der Alkoholgenuss als Wertproblem» in den in der Schweiz aufgeflammt Streit zwischen «utilitaristischen Bekämpfern und hedonistischen Verteidigern des Alkoholgenusses» (S. 77) ein. Er konstatiert nicht nur, dass die Vertreter der Extrempositionen aneinander vorbeireden, sondern führt umfänglich aus, dass sie dies infolge unterschiedlicher Weltanschauungen tun.

Differenziert wird zwischen dem Tatsachenproblem (bringt Alkohol wirklich Genuss und, wenn ja, wem?) und dem Wertproblem (darf dieser Genuss gesucht werden und, wenn ja, unter welchen Bedingungen?). Erläutert wird der «fatale Doppelsinn» des Ausdrucks «sinnlich», wobei die Wesensverschiedenheit von haptisch-sensorischem (sinnlichem) Genuss und kontemplativem Kunstgenuss herausgearbeitet wird. Folgerichtig werden die emotionale, motivationale und physiologische Phänomenologie des Ge-

Richard Herberth (1878–1959), Prof. Dr. phil., Uni Bern

nusses, Trinksitten und Alkoholaberglauben als (extrinsische) Fremdwerte sowie die Frage nach einem ästhetischen Wert des Alkoholgenusses erläutert. Betont wird, dass der «Lustgehalt keine Gefühlsqualität» habe und dass «der Mensch (...) *nicht* ursprünglich nach Lust» strebte (Herbertz, 1937, S. 77).

Abschliessend wird «echte Toleranz» von den Gegnern gefordert, die «nicht Prinzipienlosigkeit und schwächliche Nachgiebigkeit, sondern Kampf unter einem *gemeinsamen* regulativen Prinzip» (Herbertz, 1937, S. 78) bedeutet.

Fazit

Herbertz folgte in der Tradition von Fichte und Hegel durchgängig einem dem Individuum verpflichteten Denken, widersprach dem Hedonismus und lehnte jede Dogmatik skeptisch ab, was sich auch in konzeptuellen Veränderungen in seinen Schriften (etwa bezüglich der Existenz des Unbewussten nach der differenzierteren Rezeption der Psychoanalyse und seinen kriminalpsychologischen Erfahrungen) offenbart. Die in seiner naturwissenschaftlichen Ausbildung gelernten und in den frühen Arbeiten noch deutlich erkennbar rezipierten empirischen Methoden traten später in ihrer Bedeutsamkeit zurück, nicht aber die erkenntnistheoretischen

Grundlagen und Anwendungen der formalen Logik.

Der (methodologische) dreifache Methodenbegriff von Herbertz wird von Braun (2002) als Folge des Übergangs vor der multidisziplinären Einzelmethodik bei Christian Wolff (1679–1754) zu einer monodisziplinären Multi-Methodik bei Christian Gottfried Schütz (1747–1832) im 18. Jahrhundert eingeordnet, der zur Entstehung und Konsolidierung der wissenschaftlichen Psychologie beigetragen haben könnte. Seiner Zeit gemäss setzte sich Herbertz analytisch-konzeptuell mit dem Spannungsfeld zwischen tiefenpsychologischen und empirischen Methoden auseinander, was im Spätwerk in die Unterscheidung von Bewusstem, Unterbewusstem und Unbewusstem führte und in historisch frühen Beiträgen zur Kriminalpsychologie und forensischen Begutachtung resultierte. Seine philosophisch-psychologischen Ausführungen zu einem regulierten Alkoholkonsum bleiben bis heute (etwa auch unter Bezug auf die Diskussion um Abstinenz versus kontrolliertes Trinken) lesenswert.

Richard Herbertz mag nach den Erinnerungen einiger seiner Studenten ein schrulliges Original gewesen sein, für die Wissenschaft war er jedoch zweifellos mehr als das. Günter Krampen

Literatur

Balsiger, P.W. (1989): Richard Herberth (1878–1959): Leben, Werk und Wirkung (unveröff. Dissertation). Bern: Philosophisch-historische Fakultät der Universität Bern.

Brauns, H.-P. (2002): Zur Methodenfrage der Psychologie im 18. Jahrhundert. Psychologie und Geschichte, 10, 178–199.

Dürrenmatt, F. (1990): Turmbau (= Stoffe IV-IX). Zürich: Diogenes.

Herbertz, R. (1905): Die Lehre vom Unbewussten im System des Leibniz. Halle: Max Niemeyer.

Herbertz, R. (1908): *Bewusstsein und Unbewusstes*: Untersuchung über eine Grenzfrage der Psychologie mit historischer Einleitung. Köln: DuMont-Schauberg.

Herbertz, R. (1910): Studien zum Methodenproblem und seiner Geschichte. Köln: DuMont-Schauberg.

Herbertz, R. (1912): Die philosophische Literatur: Ein Studienführer. Stuttgart: Spemann.

Herbertz, R. (1917): Der deutsche Internierte in der Schweiz bei Unterricht und Arbeit. Bern: Deutsche Internierten-Druckerei.

Herbertz, R. (1932): Die Psychologie des Unbewussten. Leipzig: Quelle & Meyer.

Herbertz, R. (1937): Der Alkoholgenuss als Wertproblem. Basel: Benno Schwabe & Co. Verlag.

Rüedi, P. (2011): Dürrenmatt. Zürich: Diogenes.

Sury, A. (2011): Rotwein auf dem Weg zur Uni: Heute wäre Friedrich Dürrenmatt 90 Jahre alt geworden – Ein Kommilitone erinnert sich an die gemeinsame Studienzeit in Bern.

Tages-Anzeiger, 5.1.2011 (<http://www.tagesanzeiger.ch/kultur/buecher/Rotwein-auf-dem-Weg-zur-Uni/story/27797958>; (Zugriff: 15.7.2012)).

Weber, A. (2007): Herberth, Richard. In: Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). (1988 ff.). *Historisches Lexikon der Schweiz*. <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D47711.php> (Zugriff: 15.7.2012).

Weiterbildung in Psychodrama

Zertifizierter Weiterbildungsangang und offene Seminare

Kreativität und Spontaneität statt Power-Point

www.ipda.ch

Identität und Intersubjektivität

Werner Bohleber: Was Psychoanalyse heute leistet

Im ersten Teil seines reichhaltigen und anregenden Buches zeichnet Werner Bohleber die Geschichte der Psychoanalyse in den letzten vierzig Jahren nach. In dieser Zeit hat sich der Akzent von einer fast ausschliesslich intrapsychischen zu einer intersubjektiven Sichtweise der analytischen Situation verschoben. Dementsprechend wird von einem «relational turn» in der modernen Psychoanalyse gesprochen.

Der zweite Teil, das Herzstück des Buches, das den geschichtlichen Teil mit der Analyse heutiger gesellschaftlicher Erscheinungen wie Fundamentalismus und Terrorismus verbindet, ist dem Trauma und seinem Hauptmechanismus, der Dissoziation, gewidmet. Eine anschauliche Fallstudie rundet den für die klinische Praxis sehr hilfreichen Teil ab.

Im dritten und letzten Teil des Buches geht es um destruktive Ideologien und Gewalt. Nationalistische Gruppierungen bieten ihren Mitgliedern in erster

Linie eine (geliehene) Identität an. Die gewalttätige Person versucht, eigene traumatisierte Anteile in das Opfer hinein zu verlagern und dort zu vernichten. Bohleber postuliert, dass der deutsche Antisemitismus in der Verbindung von Urfantasien und deren Aktivierung durch eine spezifische historische und soziale Konstellation entstand. Zum Beispiel war damals die Fantasie der Geschwisterrivalität besonders verbreitet. Die eigene Gier wurde auf den fremden Juden projiziert, der zum gefräßigen Ungeziefer gemacht wurde, mit dem Gewinn einer Reinhaltung der Gesellschaft von solchen Tendenzen. Ähnliche Mechanismen finden sich bei islamistisch-fundamentalistischen Gruppierungen wieder.

Es gelingt Bohleber, in diesem Buch aufzuzeigen, dass theoretische Modelle nicht zufällig entstehen, sondern in einer Epoche und Gesellschaft eingebettet sind und diese reflektieren. Dabei hat mich seine Kritik der ahisto-



Werner Bohleber: Was Psychoanalyse heute leistet. Identität und Intersubjektivität, Trauma und Therapie, Gewalt und Gesellschaft. Klett-Cotta, Stuttgart 2012, 264 Seiten, Fr. 49.90, ISBN 3-608-94725-6.

psychotherapieausbildung.ch

Institut für Ökologisch-systemische Therapie



Weiterbildung in Psychotherapie mit systemischem Schwerpunkt 2013 - 2015

Von FSP, SBAP, SGPP und systemis anerkanntes Curriculum

Beginn: 28. August 2013

Nächste Einführungskurse:

02. – 03.11.2012 / 08. – 09.03.2013

Weiterbildung in systemischer Paartherapie

7 Module und Supervision, 14 Monate

Beginn: Frühjahr 2014

Fortbildungskurse

19. – 20.09.2012: **MiniMax-Interventionen**

Manfred Prior

28. – 29.11.2012: **Schuld, Schuldgefühle, schlechtes Gewissen**

Ortwin Meiss

13. – 15.12.2012: **Traumatherapie aus systemischer Sicht**

Jochen Binder

Weiter- und Fortbildung in systemischer Therapie

Klosbachstrasse 123, CH-8032 Zürich, +41 (0)44 252 32 42

sekr@psychotherapieausbildung.ch; www.psychotherapieausbildung.ch

rischen Tendenz gewisser heutiger psychoanalytischer Strömungen besonders interessiert. Auch Fundamentalisten bekämpfen jede Form historischen Bewusstseins, weil dadurch die Heilige Schrift auf eine bestimmte Epoche bezogen und relativiert werden könnte. Dementsprechend droht die Gefahr eines Abdriftens in narzisstische Grössenfantasien ohne begrenzenden ödipalen Dritten. Bohleber tritt denn auch für eine Psychoanalyse ein, die der lebensgeschichtlichen Realität vermehrt Einzug gewährt und trotz Betonung der Gegenseitigkeit in der analytischen Beziehung den Differenzen und Konflikten, die Bestandteil jeder menschlichen Beziehung sind, die ihnen gebührende Beachtung schenkt.

Christine Kupferschmied

- 11.09.2012 Verleihung des SBAP.-Preises an Prof. Dr. Harald Welzer.
17 Uhr im Vortragssaal des Kunsthauses Zürich
- 13.11.2012 **Forum 13:** «Organisationskultur und Geschlechtergleichstellung in Unternehmen»
Prof. Dr. Brigitte Liebig, Institut für Kooperationsforschung und -entwicklung, HAP der FHNW
Restaurant Linde Oberstrass, Universitätsstrasse 91, 8006 Zürich
Ab 18 Uhr Apéro, 19 Uhr Referat. Gäste willkommen!
- 22.09.2012 Grillfest SBAP.-Alumni auf dem Züriberg im Waldhüsli bei jeder Witterung!
Zeit: 16–21 Uhr.
Wer: Ehemalige Studis mit Familie und Berufskollegen, Dozierende und MA aus dem Studium!
Getränke, Beilagen und Grillfeuer vorhanden.
Grilladen bitte mitbringen oder per Doodle auf eigene Kosten bestellen.
- 05.12.2012 SBAP.-Ethik-Forum: 19–21 Uhr. Leitung: Dr. Peter A. Schmid, ZHAW Dep. P, Merkurstr. 43, 8032 Zürich

Redaktionskommission:

Heidi Aeschlimann
Gülbin Erogul
Heloisa Martino
Claudio Moro
Sabine Richebächer

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:

Heidi Aeschlimann
Trix Angst
Daniela Bortolani-Borgese
Jacqueline Dacher
Gülbin Erogul
Max Frei
Marc Helbling
Alf Hofstetter
Alice Holzhey
Günter Krampen
Christine Kupferschmied
Selina Luchsinger
Heloisa Martino
Gianna Molinari
Claudio Moro
Heidi Schär Sall
Barbara Schmutge
David Signer
Agnes von Wyl
Michael Zirkler

Koordination /

Inserate und Beilagen:
SBAP. Geschäftsstelle

Auflage:

1300 Exemplare

Redaktionsschluss

Nr. 4/2012: 12. Oktober 2012

Layout:

Helmut Estermann

Druck und Ausrüsten:

Druckerei Peter & Co., Zürich

Lektorat:

Thomas Basler, Winterthur

Konzept und Gestaltung:

greutmann bolzern zürich

Adresse:

SBAP. Geschäftsstelle
Vogelsangstrasse 15
8006 Zürich
Tel. 043 268 04 05
Fax 043 268 04 06
info@sbap.ch
www.sbap.ch